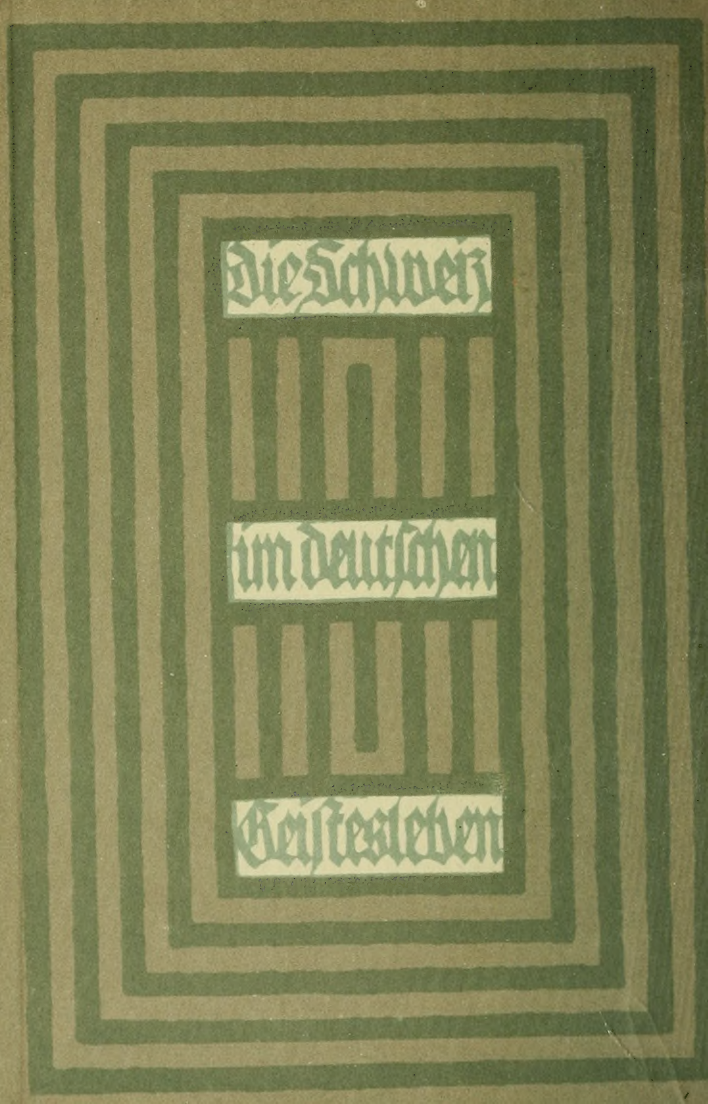
Graubünden in der deutschen Dichtung

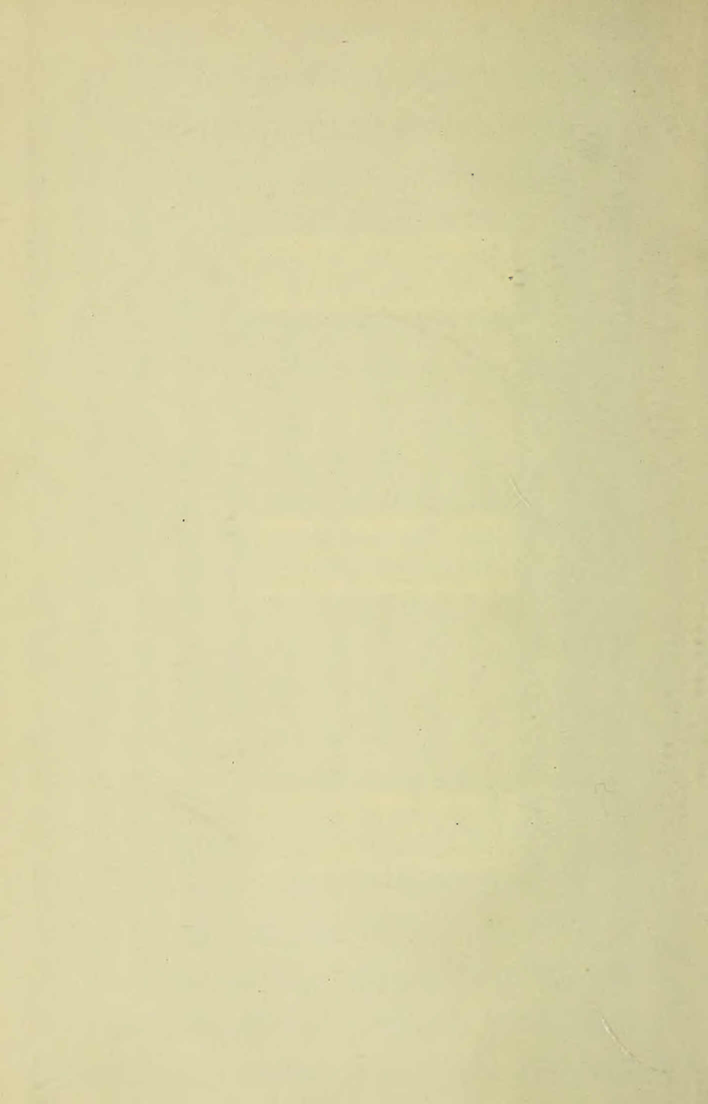
Auswahl und Einleitung
von
CARL CAMENISCH



Leipzig
H. Haessel · Verlag


Die Schweiz
im deutschen
Geistesleben


Die Schweiz
im deutschen
Geistesleben



Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Darstellungen und Texten, herausgegeben von

Harry Maync (Bern)

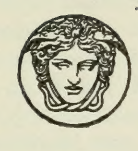


Einundzwanzigstes Bändchen

Graubünden

in der deutschen Dichtung

Auswahl und Einleitung
von
Carl Camenisch



H. HAESSEL VERLAG
LEIPZIG 1923

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.

Einleitung

Am Anfang war die Poesie! Dieses im Hinblick auf Homer und sein Volk ausgesprochene Wort gilt auch von den Graubündnern. Über wenige Völker sind wir so schlecht unterrichtet wie über die alten Rätier, ja man darf geradezu sagen, daß dies wilde Alpenvolk, als es in die Geschichte eintrat, sich vor den andern Völkern dadurch auszeichnete, daß es keine Geschichte hatte. Kein Julius Cäsar und kein Tacitus geben uns Aufschluß über sein Leben und seine Sitten. Dafür hat sich die Schwester der Klio, die Muse der epischen Dichtung, schon früh seiner angenommen. Über den ersten Sagen und Geschichten Graubündens stehen die Worte: Wein und Weib!

Plutarch erzählt darüber: Im Reich der Tuskier in Italien regierten einst in grauen Zeiten zwei Könige, ein alter und ein junger. Eines Tages entführte der junge dem alten seine schöne Gemahlin und als sie keine Anstalten machte, wieder zu ihrem rechtmäßigen Gemahl zurückzukehren, sann dieser auf Rache. Er nahm süße Früchte und, vor allen Dingen, feurigen Wein und ging damit nach Gallien. Der unwiderstehliche Reiz, den der den Galliern vorher unbekannte Wein auf den Gaumen der Barbaren ausübte, zog diese bald in hellen Haufen nach Italien und vor ihren Schrecken flohen die Etrusker in die rätischen Berge und wurden die Stammväter der Räter.

Wie diese später Römer wurden, erzählen uns wiederum keine Historiker, dafür aber singen von ihnen Roms erste

Dichter: Horaz, Virgil, Ovid, die bald ihre Tapferkeit, bald die rätische Traube preisen.

Das erste Zeugnis über Graubünden aus germanischer Zeit dürfte der von Cassiodor aufbewahrte Brief des großen Theodorich sein, in dem er seinem Statthalter Servatus „Italiens Vormauer" und ihre Anwohner besonders ans Herz legt, wobei er Rätia mit retia (Netzen) vergleicht, in denen man die wilden Barbaren, die der Völkersturm nach Rom treibe, fangen könne. Damals sind wohl germanische Ansiedlungen auch in Graubünden entstanden, aber Sprache und Kultur blieben noch auf ein halbes Jahrtausend hinaus römisch-romanisch; auch da, wo heute nur mehr deutsch verstanden wird. Die St. Galler machen sich über einen Abt von Pfäffers lustig, weil er nur gebrochen deutsch spricht, und Karl der Große hat, als er in Graubünden weilte, gewiß nur sein fränkisches Romanisch gesprochen, mit dem er heute noch im ganzen Engadin verstanden würde, wie jeder sieht, der die Straßburger Eide mit dem heutigen ladinischen Idiom vergleicht.

Dafür überwog der deutsche Einfluß während mehr als drei Jahrhunderten, als unter der Kaiserherrschaft der Sachsen und Salier Rätien von schwäbischen Herzogen und Grafen verwaltet wurde. Und damit tritt Graubünden auch in die deutsche Literaturgeschichte ein.

Aus der Zeit der ersten Kreuzzüge sind bloß einige Bruchstücke von Sagen und Legenden überliefert, Dichter und ihre Werke macht uns erst das spätere Mittelalter namhaft.

Der älteste deutsche Dichter Graubündens, der weit über die Grenze seines Landes hinaus bekannt geworden ist, war Rudolf von Ems, dessen Stammburg das churrätische Ems und nicht etwa Hohenems im Vorarlberg war, wohin

die Familie erst im zwölften Jahrhundert ihren Wohnsitz verlegte, während Ems bei Chur schon 400 Jahre früher urkundlich bezeugt ist. Er ist einer der fruchtbarsten Dichter seiner Zeit und starb um 1254. Wie der Basler Konrad Fleck, der Dichter des anmutigen Gedichtes „Flore und Blanscheflur", so war auch Rudolf von Ems ein Schüler Gottfrieds von Straßburg (der in „Tristan und Isolde" auch gelegentlich Graubünden erwähnt, den Berg Setmunt, wie die Hohenstaufenzeit den Septimer nannte). In seiner Jugend hat Rudolf von Ems — nach eigenem bittersüßem Geständnis — allerlei „trügerische Mären" gedichtet. Später ist er aus einem Saulus ein frommer Paulus geworden und einer der ersten in der langen Reihe der lehrhaften Schweizerdichter. Für die Poesie wären seine Jugendlieder, die wir leider nicht mehr haben, jedenfalls wertvoller, denn sicher sind seine Lieder mit zunehmender Frömmigkeit nicht besser geworden, und ein fröhliches Minnelied würde uns heute mehr interessieren als seine Weltchronik, die schon mit dem König Salomo aufhört, oder die indisch-buddhistische Legende „Barlaam und Josaphat".

Im rätischen Rheintale lag auch die Stammburg des ritterlichen Herrn Heinrich von Sax. Als im Frühling 1212 der Hohenstaufen-Kaiser Friedrich II. vom Ofenpaß her durchs Engadin nach Deutschland zog, da wurde er in Chur vom Bischof von Chur, vom Abt von St. Gallen und dem nobili viro Heinrico de Sacco empfangen und bis an den Bodensee geleitet. In der Familie de Sax wurde später auch die Manessesche Liederhandschrift aufbewahrt und aus ihren Händen gelangte sie nach Heidelberg, von wo sie die Kriegsstürme nach Paris verschlugen, bis sie wieder in Heidelberg landete.

Diese sogenannte Pariser Handschrift enthält zwei Minne-

sänger aus dem Geschlechte derer von Sax: der bedeutendere ist Heinrich. Seine Lieder halten sich zwar auch innerhalb der konventionellen Grenzen: Liebesfreud und Liebesleid, Frühlinglust und Wintersnot! Sobald der „klê den snê von hinnen vertriben hât" und der „vogelîne sanc" den Frühling weckt und der „walt mit grüener varwe stât", dann kommen die schönen Frauen ins Freie, aber mit ihnen kommt auch Kummer in sein Herz, denn eine hat ihn mit einem Blicke tief verwundet und nun muß er sterben, wenn nicht der „viel süezen mündel rôt" und ihr Minnespiel ihn rettet. Gewiß hätte Herr Heinrich uns auch manch hübsches selbstgefühltes Lied hinterlassen, hätte ihn nicht die Mode gezwungen, in ausgefahrenen Dichtergeleisen zu wandeln.

Und dasselbe gilt vom Bruoder Eberhard von Sax, einem jüngern Dichter dieses Geschlechts. Er ist Geistlicher und darf seine Dichtkunst nur der himmlischen Jungfrau Maria weihen, die er in Ermangelung einer irdischen mit glühenden Worten besingt. Auch er nimmt aus der Natur seine Bilder, er nennt sie eine blühende Blume, eine herrliche Aue, eine Herrin der Gestirne, und seine glühende Bitte tönt nicht immer bloß transzendental:

> Muoter der vil schönen minne,
> zünde, entbrenne mîne sinne
> in der wâren minne gluot!

Zur selben Zeit, um die Wende des dreizehnten zum vierzehnten Jahrhundert, lebte im bündnerischen Vorderrheintal, wo seine Stammburg stand, der Minnesänger Heinrich von Frouwenberc. Sehr originell sind aber auch seine Lieder in der Manesse-Handschrift nicht. In einem Tagelied ruft der Wächter einer Edelfrau den Warn-

ruf zu, daß die Kräfte der Nacht schwinden, und sie bittet ihn, es ihr zu melden, wenn der „leide tac ûf gê“, damit sie ihren Liebsten noch recht lange bei sich behalten und doch ungesehen fortlassen könne. In einem Frühlingsliede klagt der Ritter: Was nützt mich die frohe Zeit, wenn die Geliebte mir nicht gewogen ist? Nach langer Prüfungszeit kommt dann für sein Herz ein „ôstertac“, aber bald singt auch er nach seiner Weise: la donna è mobile!

Damit ist die Reihe der Bündner Dichter der Feudalzeit erschöpft. Zwar wird noch im vierzehnten Jahrhundert in Chur ein „Minnensenginnenhus“ erwähnt, wer darin dichtete und was gesungen wurde, wissen wir aber nicht. Gewiß hat noch mancher Ritter zu Lob und Preis seiner Frowen gedichtet und gesungen, wozu er ja geradezu gezwungen war, wenn er ein rechter Edelmann sein wollte, ihr Sang aber ist verschollen — und es ist für die Welt kaum ein Verlust.

Dafür kommen nun die Volkslieder (S. 40 ff.) auf, aus denen ein ganz anderer Geist spricht, der Geist der Freiheit und der Selbständigkeit, der sich nichts um hergebrachte Formen kümmert und singt und sagt, wie's ihm ums Herz ist.

Im Engadin wagt es der Staats- und Kriegsmann Johann Travers, wie zweihundert Jahre früher Dante in Florenz, die bisher nur gesprochene lingua volgare zur lingua scritta zu machen, und verfaßt das romanische Epos vom Müsserkrieg, das er kurz vorher mit seinen Leuten erlebt hatte.

Die gelehrten Dichter Graubündens, unter denen es damals eine ganze Reihe, in Italien zum poeta laureatus gekrönter, gab, dichten im Zeitalter der Renaissance auch in Graubünden nur in der Sprache Virgils. Obwohl sie

in eine Übersicht der deutschen Dichtung eigentlich nicht hineingehören, müssen wir wenigstens einen, und zwar den größten unter ihnen, erwähnen, schon weil er durch Placidus Plattner, der selber ein rätischer Dichter ist (S. 73), ausgezeichnet ins Deutsche übersetzt wurde: Simon Lemnius (dessen harter Bündnerschädel in Wittenberg bekanntlich mit dem noch härtern Bauernschädel Luthers arg zusammenprallte) schrieb im Versmaße der Aeneis die Geschichte des Heldenkampfes der Graubündner an der Calven gegen Kaiser Maximilians Übermacht in seinem Epos „Räteis" (S. 47), das in die selbstbewußten Worte ausklingt:

Kein europäisches Land ist reicher an Burgen und Türmen,
Aber gebrochen sind längst schon die meisten und liegen in Trümmern.
Rätisches Land, o mein Vaterland, in dem Glanze des Sieges
Durch die Jahrhunderte trag' ich den Ruhm des rätischen Namens,
Und es wird kommen die Zeit, da die Jugend mit glühender Seele
Diese Gesänge erlernen und, stolz auf den rätischen Sänger,
Sagen wird: Virgil ist zu uns in die Alpen gekommen.

Der Held der Calvenschlacht, Benedikt Fontana, den die Dichter bald zum bündnerischen Nationalhelden machen, wird noch lange von jedem großen und kleinen Poeten besungen — und mit Recht, die berühmten Worte des sterbenden Fontana waren nur zu wahr: Heute Bündner oder nimmermehr! Aus der großen Zahl von älteren Dich-

tungen bringen wir eine von Salis-Seewis (S. 51), die in der Sammlung seiner Gedichte fehlt. Das schönste Calvenlied steht im Festspiel zur Calvenfeier 1899 von Bühler und Luck (S. 89).

Die geschlagenen Österreicher tröstet ein Poet aus Tirol in einem Volksliede, das in die Worte ausgeht:

> Sie mußten zien aus Engadain,
> Fünf Tage muost Menger ungessen sein;
> Het man ihm Lüferung nachgeschickt,
> So het es sich gar wohl geschickt.
> Man solt billich das han ermessen,
> Das ein heer muoß han Trinken und Essen!

Daß die romantischen Zeiten der rätischen Dynasten und ihre Kämpfe untereinander, für und gegen das Volk, noch lange die Dichter reizten, beweisen nicht nur C. F. Meyers „Richterin" und sein unvollendeter Roman „Der Dynast"; in neuester Zeit hat Albert Ritter (Graz 1920) um den sagenhaften mystischen „Gottesfreund im Oberland" (den die historische Kritik allerdings nicht nur aus der Bündnerliteratur, sondern überhaupt aus der Wirklichkeit eliminiert und als Fälschung nachgewiesen hat) einen „Roman aus dem alten Graubünden" aufgebaut.

Dafür ist ein anderer „Mystikus und Theosophus", Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim wirklich im Bündnerland gewesen und hat nicht nur die Engadiner Heilquellen beschrieben, sondern sogar schon den Veltliner Wein besungen und damit den Ton angegeben zu den rätischen Weinliedern des biedern bündner Malers, Schulmeisters und Dichters Hans Ardüser, der zu seiner Zeit lebte, und der spätern Scheffel, C. F. Meyer und vieler andern (S. 67, 80, 81, 90).

Noch eines Mannes aus dem sechzehnten Jahrhundert wäre zu gedenken, der als eine Leuchte der Wissenschaft und Dichtkunst in Straßburg lebte, seine ursprüngliche Heimat aber im Bündner Lande hatte. Es spricht nichts dagegen, aber viel dafür, daß der „teutsche Rabelais" Johann Fischart, genannt Menzer, aus dem Misox stammt. Wie sieben Städte sich Homer streitig machten, so stritten Straßburg und Mainz um die Ehre, die Heimat dieses Dichters zu sein. Da entdeckte man in Mainz im „Burgantionsbuch" ein Testament, laut welchem der Mainzer Maurer und Stadtwerksmann Veit Vißkardt seinen Geschwistern „im Misoccotale in Sant Victor wohnhaft unter den Grobinden" alles das vermacht, was er von seinen Eltern her dort besitze. Die Ähnlichkeit der Namen Fischart, Viscard und Viscardi ist evident. Das Geschlecht der Viscardi lebt heute noch in zwei Linien im Misox fort: ein Zweig in San Vittore, ein zweiter in Mesocco. Wie die Engadiner schon im Mittelalter nach Italien auswanderten, so suchten auch die Misoxer und Calanker seit Jahrhunderten Arbeit als Maurer in der Fremde, und noch heute wenden sie sich mit Vorliebe nach Westen. Im Tale der Moesa steht manches herrschaftliche Haus, dessen Erbauer einst als Pflasterbube oder Kaminkehrer ausgezogen und als gemachter Mann heimgekehrt ist. Viele kamen auch nicht mehr in ihre abgelegene Heimat zurück, wie es denn auch heute noch Viscardi gibt, die fern der alten Heimat wohnen. Auch andere Gründe sprechen dafür, daß Johannes Fischart seine präsumptive Heimat gekannt hat; wie wüßte er sonst so treffend richtig von den Körblinflechtern in Galanka, vom Veltliner, von den Passet solitari, von den Zaunmachern

und Hartzwalen in Galanka und andern Bündner Spezialitäten zu erzählen!

Ob Martin Luther in der Erzählung von seiner Romreise, auch ohne es zu nennen, das Bündnerland und den Splügenpaß schildert? Der Kirchenhistoriker Hausrath glaubte es, und nach der Überlieferung hat Luther im Antistitium in Chur übernachtet und am Comersee gepredigt.

Die Literatur, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in und über Graubünden entstand, ist fest im Volksleben verankert, denn jetzt ist es ausschließlich das Volk, das die Geschicke des Landes in der Hand hat und lenkt; und in den Dienst seiner Politik stellt es nun auch die Dichtung. Zunächst zeigt sich dies in den Volksschauspielen, die weit davon entfernt, l'art pour l'art zu sein, in erster Linie religiösen und politischen Zwecken dienen, wie zur Zeit der Bündner Wirren auch die Volkslieder.

Campell, der Vater der Bündnergeschichte, gibt uns über das Volkstheater in Graubünden im sechzehnten Jahrhundert am besten Aufschluß. Die Stücke, die er uns nennt, sind meist geistlichen und biblischen Inhalts und lehnen sich eng an die Schauspiele von Gengenbach, Sixtus Birck, Valentin Boltz in Basel, Bullinger, Jakob Ruef, Binder, Murer in Zürich u. a. m. an. Während aber in der Eidgenossenschaft auch die Spott- und Schmähdramen, womit die Katholiken und Protestanten einander „schmützten", eine große Rolle spielen, kennt Graubünden solche Stücke, wie sie Manuel und Murner verfaßten, nicht, denn in den drei Bünden galt vollkommene Glaubensfreiheit und damit war — wenigstens am Anfang der Bewegung — jeder Streit vermieden worden. Hingegen benützten die

Prädikanten gerne die biblischen Dramen, um auch durch sie aufs Volk religiös einzuwirken. Das Wort des Basler Spitalpredigers Boltz: die schöne Kunst des Schauspieles habe uns Gott durch die gelehrten Heiden gegeben, und wer die verachte, verachte Gott, hatte gewiß mehr als einer der Bündner Prädikanten früher als Studiosus in Basel persönlich gehört und sich für sein späteres Wirkungsfeld zum Vorbild genommen.

Nach Ulrich Campell war der schon genannte Johann Travers der erste dramatische Dichter in Graubünden. 1534 wurde sein Drama „Der nach Ägypten verkaufte Joseph" in Zuoz aufgeführt. 1542 kam ein zweites Drama des Johann Travers, „Der verlorene Sohn", zur Aufführung. Später behandelte er noch einmal die Geschichte Josephs, aber nicht in tragischer, sondern in komischer Weise.

Zum Jahre 1541 berichtet das Churer Ratsprotokoll: „Item domenica laetare (4. Passionssonntag) haben etliche burger hie zu Cur ein spiel gespilt und gemacht, namlichen den richen man mit dem Lazaro und ist gar glücklich und wohl gangen, gar niemandt kein Schaden nit geschähen." Nach Stumpfs Chronik wurde ein Stück gleichen Namens 1529 in Zürich gespielt, ein Druck „bey Augustin Frieß" datiert vom Jahre 1530; es dürfte sich also wohl in allen Fällen um dasselbe Drama handeln, und daß es seine Zugkraft nicht so bald verlor, geht aus dem Umstand hervor, daß es noch 1592 in Thusis aufgeführt wurde. Von Campell, der damals Pfarrer im Unterengadin war, sind auch einige biblische Tendenzdramen verfaßt worden; viel gespielt wurde sein „Judith und Holofernes", und zwar wurde, wie Campell in seiner Rätischen Geschichte schreibt, die Hauptrolle der Judith, „was zu

unserer Zeit vielleicht auffallen mag, durch eine wirkliche und keineswegs etwa nur verkleidete Frau, durch eine anständige und fromme Witwe dargestellt, während die Rolle der Dienerin von ihres Bruders Tochter übernommen wurde. Den Holofernes agierte ihr Schwager." Das Drama machte auf die Zuschauer und Hörer einen so tiefen Eindruck, daß sich viele Engadiner dadurch von dem geplanten Kriegszug nach Siena abhalten ließen, der kläglich endete und vielen Bündnern das Leben kostete. Ein zweites Drama von Campell war der „Joseph", dessen Vorlage vielleicht Ruefs „hüpsch nüw Spil von Josephen dem frommen Jüngling" (Zürich 1540) gewesen, das im Gegensatz zum „Joseph" des Travers nicht nur mit einem Endreim versehen war, sondern in rätischen (d. h. romanischen) Jamben dahinfloß. Als 1565 bei Erneuerung des französischen Bündnisses mit den Eidgenossen die Erbitterung zwischen den französisch und spanisch Gesinnten ihren Höhepunkt erreichte, kam an Ostern zu Ardez das vom Pfarrer Gebhardt Stuppaun in Anlehnung an Gengenbach in Versen verfaßte Drama „Die zehn Lebensalter" (in romanischer Sprache) zur Aufführung. Der Vater des Geschichtschreibers, der greise Kaspar Campell, hatte dazu ein Vorspiel gedichtet und unterwarf darin in der Rolle des Methusalem, welche er selbst spielte, das von Spanien angetragene Bündnis einer scharfen Kritik und schloß mit einer ernsten Ermahnung an das anwesende Volk, den Tugenden und Sitten der Väter treu zu bleiben und sich nicht durch glänzendes Gold blenden zu lassen. Der Erfolg blieb nicht aus: das spanische Bündnis wurde verworfen. In ähnlicher Weise eiferte Bullinger in seiner „Lucretia" gegen das Reislaufen bei den Eidgenossen, indem er ihnen zurief:

O hüetend üch vor frembdem gellt!
Wer gooben nimpt, der ist nit fry,
Gellt nemen macht verräthery.

Auch „Wilhem Tell“, der Begründer oder eigentlich Wiederhersteller der schweizerischen Freiheit — wie Campell sagt — weckte in deutschem und romanischem Gewande auch in Rätien neue Vaterlandsliebe und Abscheu vor den gekrönten Feinden der teuer erkauften Freiheit.

Die Theatervorstellungen, von denen im achtzehnten Jahrundert in Graubünden die Rede ist, sind nur ephemere Erscheinungen und haben mit dem Volksschauspiel nichts zu tun. Gespielt wurden in St. Margrethen, wo für die Churer ein Tempel der Thalia aufgeschlagen war, Stücke von Iffland, Schröder und anderen. Eine Liebhabergesellschaft in Chur, welche den Versuch wagte, das alte Volkstheater neu aufleben zu lassen, machte bald Fiasko, denn da die Frauenrollen — auf Veranlassung der geistlosen Geistlichkeit hin — von Männern gespielt werden mußten, wurden ihre Darstellungen bald zum Gespötte und die weltlichen und geistlichen Zöpfe sahen es lieber, wenn fortan die Jugend am Sonntag hinter den Weinflaschen saß.

Über der Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts steht das Motto: Inter arma silent Musae! Nicht nur in seinen Göttern, auch in seiner Dichtung malt sich der Mensch. Roh und voll Haß wie die Menschen sind auch die Gedichte der „Bündnerwirren“, wie die Zeit des dreißigjährigen Krieges in Graubünden heißt, in den das Land durch seine Pässe, um die Spanien-Österreich und Frankreich-Venedig sich stritten, hineingezogen wurde. Man pflegte damals fast nur das politische Lied und auch vom bündnerischen gilt das Wort: ein politisch Lied, ein garstig

Lied! Aus der ungeheuer großen Zahl möge das damals vielgesungene, von Jürg Jenatsch verfaßte, „Beroldingerlied“ einen Begriff vom Geist der Zeit geben (S. 49). Aber wie jene wilden Zeiten in Deutschland auch wieder einen Paul Gerhardt hervorbrachten, so gaben sie auch im deutschen, romanischen und italienischen Rätien den Anstoß zu manchem glaubensstarken Trostlied, das die gequälten Engadiner und Prättigauer vor der Verzweiflung rettete, als die österreichisch-spanische Soldateska, fanatische Kapuziner und andere „Seligmacher“ sie körperlich und seelisch peinigten (S. 50).

Wenn auch diese Zeiten und Menschen selber nicht viel Lobenswertes auf dem Gebiete der Dichtung hervorgebracht haben, so gaben sie doch den Impuls zu dichterischen Werken bei der Nachwelt, die zum Besten gehören.

In erster Linie waren es die aufregenden, tragischen Ereignisse des Bergsturzes zu Plurs (1618), des Veltlinermordes (1620), des Prättigaueraufstandes, dann aber ganz besonders die Person des „rätischen Wallensteins“, des Georg Jenatsch, der die Dichter ergriff und sie nicht mehr los ließ. Viele haben mit diesem Stoffe gerungen — und sind ihm unterlegen. Am bekanntesten ist die dramatische Bearbeitung von Richard Voß. Sein „Jürg Jenatsch“, Trauerspiel in fünf Akten, hat zwar auf der Berufs- und Dilettantenbühne reiche Bühneneffekte erzielt und starken Erfolg gehabt, aber als dichterisches Werk mit Recht Tadel geerntet, weil es sich nicht nur an der historischen Wahrheit versündigt (was man zur Not als dichterische Lizenz gelten lassen könnte), sondern innerlich unwahr und psychologisch unmöglich ist. Wie ganz anders steht neben der Voßschen Theaterfigur Jürg Jenatsch in C. F. Meyers klassischem Romane da! Auch Meyer weicht von der Ge-

schichte ab, wo er es im Interesse der Poesie für nötig erachtet, aber seine Menschen sind wahr, ob sie nun gelebt haben oder Kinder seiner Phantasie sind.

In einfacher, schlichter, liebenswürdiger Weise hat Joh. Andreas von Sprecher in seinen vom Volk mit Recht vielgelesenen Romanen „Donna Ottavia" und „Die Familie de Saß" Land und Leute in den herrschenden und Untertanenlanden zur Zeit des Veltlinermordes und der Trübsal von Krieg und Pest gezeichnet. Manchen fast zu lehrhaften Exkurs, Träume und Zufälle nimmt man dem Schüler der Romantiker und des Walter Scott nicht übel, weil sie nur gelegentlich als äußere Requisiten Verwendung finden, der innern Wahrheit aber nirgends störend in den Weg treten.

Der verdiente bündnerische Staatsmann und vielseitige Gelehrte Peter Conradin von Planta (1815—1902) hat zur Jenatschliteratur nicht weniger als 4 Dramen beigesteuert (Ritter Rudolf von Planta, Rhätische Parteigänger, Jenatsch und Lucrezia, Georg Jenatsch), aber ihm ging — wie Adolf Frey treffend sagt — die Deutlichkeit des historisch beglaubigten Vorfalles über die Vertiefung desselben, das Stoffliche über das Künstlerische, das Was über das Wie.

Ähnliches gilt auch vom vieraktigen Drama „Jenatsch und Lucrezia" von Gaudenz von Planta (1914), in dem mehr mit Worten politisiert als gehandelt wird. Dafür spricht manches seiner lyrischen Gedichte nicht nur zum Bündnerland, sondern auch zum Bündnerherzen und charakterisiert hübsch den gutkonservativen Zug im Bündnerbauer, der nie knechtisch unter dem Adel stand, aber als „Pur sovran" auf eignem Grund und Boden auch die Verdienste

des rätischen Adels, der dem Lande manchen tüchtigen Staatsmann gab, zu ehren wußte (S. 92).

In deutscher und französischer Sprache schrieb Theodor von Saussure ein historisch-dramatisches Gedicht „Jenatsch oder Graubünden während des dreißigjährigen Krieges“ und vom Bruder des oben genannten Lemniusübersetzers, Samuel Plattner in Chur, erschien 1901 ein historisches Trauerspiel in fünf Akten „Jürg Jenatsch“.

In einem etwas langatmigen Epos, „Der Prättigauer Freiheitskampf“, besang einen Ausschnitt der Bündnerwirren der deutsch und romanisch dichtende Engadiner Poet Alfons von Flugi (1844), und die Bündner Dichterin Silvia Andrea schrieb neben andern schönen Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit den am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts spielenden Roman „Violanta Prevosti“.

Eine Novelle „Violanda Robustella“ verfaßte Adolf Stern und aus der Feder eines Philipp Laicus (Mainz 1888) stammt der Tendenzroman „Madonna di Tirano“, der nicht nur die historische Treue, sondern auch die Poesie vergewaltigt.

Auf die stürmische Zeit des siebzehnten Jahrhunderts folgt auch in der bündnerischen Literatur eine Zeit der Ermattung, das Gewitter war zu schrecklich gewesen, man hatte Angst vor einem neuen und suchte ihm zu begegnen durch apokalyptische Bußpredigten der immer mehr erstarrenden Kirche und harte Gesetze und Strafen der Gerichte; der Born der Volkspoesie versiegte, die Phantasie wurde krank und auch in „alt fry Rätien“ stank der Rauch der Scheiterhaufen, auf denen man hysterische Menschen als Hexen verbrannte, zum Himmel und „geistliche Lieder“ sangen das Lob eines gerechten und strengen Gottes, aus dessen Umgebung die Freude verbannt war. Man verpönte

Poesie und Kunst und natürliches Leben und förderte, bewußt und unbewußt, Heuchelei, Verstellung und krassen Materialismus. Es ist bezeichnend für den seichten Gottes- und Menschenbegriff, daß die Kirchenlieder fast immer auf eine Rechtfertigung Gottes ausgehen.

Auch die beiden Bündner Dichter jener unfruchtbaren Zeit, die sich in Deutschland einen Namen machten, der dort zum Dichter gekrönte Engadiner Pfarrer Peter Büsin und der ursprünglich aus dem Engadin stammende, in Altona lebende Johann Jacob Duschius (dessen Werke Haller lobte, während Lessing seine „Poesie" in den Literaturbriefen zerzauste), verewigten sich in „Moralischen Briefen" und schwülstigen Psalmen. Für die Umwelt, die Natur, die Tiere, die Menschen hatten auch sie keine Augen. Wohl kamen damals schon gelegentlich fremde Gäste nach Graubünden, Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener, aber sie reisen mit verbundenen Augen durchs Land, oder fluchen den eisigen Bergen oder erlaben sich höchstens an den Mineralquellen und Bädern, denen sie wohl ab und zu ein schwungvolles Gedicht widmen, aber ohne die Erhabenheit der Bergeswelt und die Größe der Natur zu ahnen und zu schätzen. Dann kamen Haller und Rousseau und öffneten ihren Mitmenschen die Augen.

Mit Albrecht Haller, von dem der Dichter Ewald Kleist rühmt, er habe sich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen, zu Ehrensäulen gemacht, beginnt eine neue Betrachtung der Dinge: bisher war man hauptsächlich gereist, um außergewöhnliche Menschen und ihr oft lächerliches Treiben kennen zu lernen, Haller aber stellt als Reisemotiv die Natur als ganzes und nicht bloß die Menschen und deren Werke hin. Man darf nicht so weit gehen, Haller — und zwar noch vor Rousseau — geradezu Kul-

turfeindlichkeit vorzuwerfen; ohne der Kultur und Zivilisation wirklicher Stätten der Bildung zu nahe zu treten, läßt er die lange zurückgesetzten Bauern und Bergler wieder zu ihrem Rechte kommen und stellt es den Städtern geradezu als erstrebenswertes Ziel vor Augen, so zu leben, wie die Alpenbewohner leben.

Ob Haller auch in Graubünden war, ist nicht sicher; in seinen Jugendbriefen spricht er von einer Reise, die er in die Bündner Alpen machen will. Jedenfalls hat er durch sein Gedicht „Die Alpen" auch die Bündner Bergeswelt verherrlicht und für sie geworben.

Ein Idealist wie Haller war auch der von ihm und Geßner zum Dichten angeregte Bündner Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis (1762—1834). Man merkt es seinen Gedichten (S. 51 ff.) an, daß sie in der Fremde aus der Sehnsucht nach der Heimat geboren wurden. Umgeben von der dekadenten Überkultur des französischen Hoflebens schreit seine Seele nach natürlicher Sittenreinheit und dem erträumten idyllischen Leben des Landmanns, bei dem er aus der weiten Ferne und den Erinnerungen aus frühster Jugend nur Licht und keine Schatten, keinen Makel sieht. Er verehrt die Heimat und ihre Alpenwelt fast wie ein Heiligtum und darum suchen wir in seinen Gedichten umsonst nach einer anschaulichen wirklichen Schilderung des Bündnerlandes, in dem er nach seiner Rückkehr aus den fremden Kriegsdiensten noch lange genug gelebt hat, um uns davon etwa ein Bild zu entwerfen, wie es bald nach ihm Rätiens Adoptivsohn, der Magdeburger Heinrich Zschokke, in seiner Novelle „Die Rose von Disentis", seinen Gedichten und historischen Werken getan hat. Wohl hat Salis hübsche idyllische Bildchen seiner Heimat und seines Volkes entworfen, aber die stille

Erhabenheit der Bergeswelt kam ihm nicht zum Bewußtsein. Für das Heroische in der Natur hatte er, der tapfere Kriegsmann merkwürdigerweise kein rechtes Empfinden, und noch viel weniger hatte dafür Verständnis sein Freund und Nachbeter Matthisson, bei dem die dithyrambische Begeisterung so sehr zur Manier und überschwänglichen Phrase wird, daß man ihn schon zu seiner Zeit, sehr malitiös, den aufgewärmten Haller nannte. Er hat Graubünden durchstreift und uns davon manches erzählt, er hat den Rheinquell gesucht und ihn besungen: aber sein Sang ist verklungen, ohne in den Herzen ein Echo zu finden. Um den Abstand zwischen seiner schwülstig kraftstrotzenden und doch so wenig sagenden Art und der wie in Marmor zu ewigem Gedächtnis gemeißelten lapidaren Sprache eines Conrad Ferdinand Meyer zu ermessen, lese man nur einmal die Schilderung der beiden von der Via mala.

So wie Gottfried Keller das idyllische Leben Salomon Geßners im Sihlwalde schildert, so müssen wir uns etwa auch das gastliche Haus des Dichters Salis in Chur vorstellen, das viele Dichter und Schöngeister anzog und festhielt. Chur wurde damals als Eingang zur vielbewunderten Viamala, an der heute der Wanderer fast achtlos vorbeigeht, oft besucht und war bekannt durch seine Geselligkeit, die besonders zur Zeit der Weinlese und des jungen Weines blühte. Den Tag verbrachte man im „Fürstenwald" und schloß ihn in einem „Torkel" (Weinkelter) ab. Mit Bleistift hat im Herbst 1784 Salomon Geßner an die weißgetünchte Wand eines solchen Weinhäuschens in Chur die Verse geschrieben:

Liebliche bergige Gegend, bekleidet mit Segen, du atmest
Stille Freuden ins Herz und Ahnung künftiger Dinge.

Lebenernährende Früchte und herzerfreuende Trauben
Sind ein Teil nur des Segens, der deinem Schoße vertraut ist.
Du versammelst dir Kreise naturempfindender Freunde
Und erweckst sie zum Preise des allerfreuenden Vaters.

Von den vielen berühmten Dichternamen, die uns ferner die Churer Zeitungen melden, erwähnen wir bloß noch Klopstock, Herder und Goethe, bei denen aber das Bündnerland keinen dichterischen Niederschlag zurückließ.

Als Goethe sich schweren Herzens zur Heimkehr anschickte, schrieb er seinem Herzoge von Rom aus, er gedenke über Chiavenna und Chur heimzukehren, und von Mailand meldet er seinem Freunde Knebel am 24. Mai 1788, er werde noch an den Bergen herumklopfen, um seine mineralogische Wißbegier zu befriedigen, er wolle den Splügen versuchen und den Adula grüßen. Warum hat er über diese Bündner Reise, die sich wohl würdig seinen Schweizerreisen anschließen würde, nichts geschrieben? Dachte er an die Worte, die er im „Wilhelm Meister" schrieb: „die Berge sind stumme Meister und machen schweigsame Schüler", oder hielt das Heimweh nach dem Süden seine Feder gefangen? In einem geologischen Aufsatze schreibt er, er kenne das Gestein der Bündner Berge, und im hohen Alter erzählte er seiner „Suleika" von seiner Reise durch die Viamala. Daß aber auch der junge Goethe in Graubünden kein Unbekannter war, geht schon daraus hervor, daß hier sein „Werther" zuerst ins Italienische übersetzt und gedruckt worden ist.

Bedauern wir heute, daß Goethe über Graubünden nicht mehr geschrieben, so schmerzte seine Zeitgenossen das wenige tief, das Schiller darüber schrieb. Im dritten Auftritt des

zweiten Aktes von Schillers „Räubern“ sagt Spiegelberg zu Razmann: „Zu einem Spitzbuben wills Grütz! Auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage: Spitzbubenklima; und da rat' ich dir, reis' du ins Graubündnerland, das ist das Athen der heutigen Gauner!“ Noch bevor im Bündnerlande die Volksseele darüber ins Kochen geriet, griff der Westfale Karl Wredrow, der eine Zeitlang in Chur als Hauslehrer geweilt hatte, am 13. Dezember 1781 in den Hamburger „Adreß-Contor-Nachrichten“ den „Kumedienschreiber und Apologisten des Lasters Dr. Schieler“ wegen der einer ehrsamen Nation angetanen Beschimpfung hart an und wies sie zurück. Auf Beschwerden hin, die bald auch aus Graubünden bei Schillers Landesvater eintrafen, ließ dieser, „der das Betragen verabscheuete, den Verfasser der Räuber vor sich ruffen, weschete solchen über die Maßen und bedeutete ihm bei der größten Ungnade, niemals mehr weder Komödien noch sonst so was zu schreiben.“ Heute nimmt kein Bündner die Sache mehr tragisch, um so mehr als die einsamen Bergstraßen und waldreichen Täler damals nicht ohne Grund als Schlupfwinkel für fremdes Raubgesindel bekannt waren und auch die eigene Landesregierung mit diesem ihre liebe Not hatte, bis sie die Zigeuner und Stromer aus aller Herren Ländern für vogelfrei erklärte und für jeden Banditenkopf einen Preis aussetzte. Eine gewisse Genugtuung fanden die Bündner darin, daß der verwegenste Räuber und Mörder, der in ihrem Gebiet endlich gefangen wurde, ein Landsmann Schillers war. Der deutsche Professor Karl Witte aus Halle, der in seinen alpinischen Reiseschilderungen aus Graubünden die einheimische Bevölkerung vor den Schillerschen Anklagen durchaus in Schutz nimmt, erwähnt, daß früher Räubereien

nicht selten waren, wie denn auch der Schauplatz von Zacharias Werners „Vierundzwanzigstem Februar" in Wirklichkeit nicht auf der Gemmi, sondern im Unterengadin zu suchen ist. Auch Goethes Jugendfreund Lenz, der noch in der Sturm und Drangperiode vom Veltlin über die Berge Bernina und Julier nach Norden gestürmt ist, klagt, daß Teufel diesen Schauplatz für Engel verunstalten. Jedenfalls ist im Bündnervolk kein Stachel von der Räuberepisode her gegen Schiller zurügeblieben und Gottfried Kellers Worte zu Schillers hundertstem Geburtstag gelten auch im Bündnerlande:

> Und wo im weiten Reich des deutschen Wortes
> Drei Männer sind, die nicht am Staube kleben,
> Da denken sie bewegt an Friedrich Schiller
> Und mit ihm an das Beste, was sie kennen!

Um die Wende des Jahrhunderts traf Graubünden wiederum wie zweihundert Jahre früher das herbe Geschick, Kriegsschauplatz zu werden. An den Quellen des Rheins und des Inns rang der Franzose mit dem Österreicher, der neue mit dem alten Geist. Im Mai 1799 fuhr französische Artillerie über die noch mit Eis und Schnee bedeckten Engadinerseen und noch lange nachher brachten Gletscherbäche Kürassierhelme und Tschakkos von Soldaten ans Tageslicht, die im Kampfe oder auf der Flucht umgekommen waren und ein eisiges Grab gefunden hatten.

Als aber die Kriegsstürme ausgetobt hatten, wurde Graubünden bald wieder das Reiseziel deutscher Wanderer und Dichter.

Als Hölderlin zum ersten Male von ferne die Alpen sah, war er davon ganz überwältigt und goß seine Begeisterung in dithyrambische Prosa:

„Die große Natur in diesen Gegenden erhebt und befriedigt meine Seele wunderbar. Wenn der Gott der Macht einen Thron hat auf der Erde, so ist es über diesen herrlichen Gipfeln. Ich kann nur dastehen wie ein Kind und still mich freuen. Die Alpen sind wie eine wunderbare Sage aus der Heldenjugend unserer Mutter Erde und mahnen an das alte bildende Chaos, indes sie niedersehn in ihrer Ruhe, und über ihrem Schnee in hellerem Blau die Sonne und die Sterne bei Tag und Nacht erglänzen."

Im bündnerischen Monatsblatt 1854 steht ein Fragment, „Der Rhein", das Hölderlin wahrscheinlich auf einer Bündnerreise, nachdem er im April 1801 seine Hauslehrerstelle in Hauptwil wieder aufgegeben hatte, wenn nicht schon gedichtet, so wenigstens empfangen hat. Vollständig, in der Sammlung seiner Gedichte, trägt es das Datum 1802 und ist an seinen Freund Isaak Sinclair gerichtet. Mehr als was das in seiner sibyllinischen Sprache merkwürdig an Nietzsche erinnernde Gedicht (S. 54) sagt, wissen wir leider über seinen Aufenthalt in Bünden nicht.

Es ist merkwürdig, daß **Uhland**, der große Freund der Fußwanderungen, die ihn so oft in und durch die Schweiz führten, in seinen Gedichten so wenig davon spricht. Da nach seinem eignen Ausspruch Menschen das Interessanteste sind, standen ihm diese wohl auch dichterisch näher als die lyrische Verherrlichung der Natur, er liebte Geschichten und Sagen, die sich um bestimmte Menschen gruppierten. In den „Neuen Alpenrosen" des Jahres 1848 steht eine Widmung an Uhland, die mit den Worten beginnt:

Von der Schweiz in deutschen Gauen geht die Sage frank und frei,
Daß sie reich an schönen Frauen, aber arm an Dichtern sei,

Zwar das Land von Genf bis Bünden sei das köstlichste
Gedicht,
Doch die Schweizer selbst verstünden auf ihr edles Land sich
nicht.
Fremde müssen, heißt es weiter, singen seiner Ströme Fall,
Seine Seen blau und heiter, seiner Alpen grünen Wall,
Seine stolzen Gletscherzinnen, seiner Täler heilge Ruh,
Das bequeme Völklein drinnen bleibe stumm und höre zu.

Die politische Dichtung des Jungen Deutschland und anderer Revolutionäre berührte Graubünden kaum. Das Land hatte sich beruhigt und ordnete in aller Minne und Stille seine politischen Verhältnisse. Auch die ganz auf Politik gestimmte Festrede die Georg Herwegh 1842 am eidgenössischen Schützenfest in Chur hielt (S. 61), regte das Land nicht auf. Seine Gedichte aus den Bergen zeigen, daß Herwegh kein Freund der stillen Bergeswelt war, ihr stilles und großes Leuchten sagt ihm eben so wenig wie das „tote" (so nennt er es in einem Briefe von der Hochzeitsreise) Italien. Die Natur an sich bietet ihm nichts, sie ist bloß ein Symbol für sein Evangelium der Freiheit:

Land der Sehnsucht, drin die Berge wie der Freiheit Pracht-
statüen,
Wie aus blankem Gold und Silber von dem Herrn ge-
gossen, glühen;
Berge, die er seinem Himmel als die letzten Säulen gab.
Wiege seiner Wetterwolken, seiner Adler einsam Grab! ...

Ganz anders gestaltete sich das Verhältnis Scheffels zum Bündnerlande. Aus dem politischen Elend Deutschlands floh Joseph Victor Scheffel im Sommer 1849 zum ersten Male in die Berge Graubündens hinauf, um

„in frischer Luft auch wieder frische Gedanken zu holen". In Gesellschaft seines Vertrauten, des Heidelberger Historikers Häusser, war er durchs Rheinquellgebiet und über den Splügen nach Como gelangt.

Diese erste Reise hatte der Maler Scheffel unternommen und manche Skizze und Zeichnung davon nach Hause gebracht. Die zweite trat er 1850, durch intensives Studium der komplizierten Bündnergeschichte gut vorbereitet als Dichter an. Sie brachte ihn ins Prätigau und auf den Scesaplanagipfel, an dessen Fuße das kleine Gasthaus am Lünersee steht, in dessen Fremdenbuch er in froher Reiselaune das Lied „Nix als naus!" schrieb (S. 64).

Im folgenden Jahre machte er seine große Bündnerreise, groß nicht in bezug auf ihre Ausdehnung, sondern besonders durch die reiche literarische Ernte, die er als „Reisebilder aus den Rhätischen Alpen" in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte und die später auch in seine Werke (leider bis auf den heutigen Tag mit den Druckfehlern der ersten Publikation) übergegangen sind und nicht wenig dazu beigetragen haben, Graubünden in Deutschland bekannt zu machen.

„Am 1. September" — schrieb Scheffel an seinen Studienfreund Karl Schwanitz — „habe ich mich in die Graubündner Alpen verzogen, wo ich an der Quelle des Rheins und auf der wilden Höhe des Bernina, wo nur noch das Murmeltier pfeift und die Gemse flüchtig über die unermeßlichen Schneefelder und Gletscher hinstreift, meine Gedanken von den kleinen Miseren badischer Kanzleitätigkeit habe ausruhen lassen und an größere Dimensionen gewöhnte."

Über die Oberalp war Scheffel ins Vorderrheintal herab-

gestiegen und hatte sich gleich in Bündens Grenze wohl befunden. Bei würzigem Valtellinerwein, in dessen Unvermeidlichkeit sich der Wanderer gerne fügt, und bei zartem Gemsenbraten, der ersten Beute der am 1. September eröffneten Jagd, verschwanden die kniezerbrechenden Erinnerungen an die Alpenpfade, und bei der Wärme des primitiv geformten Ofens der Disentiser Herberge ließ es sich gut von alten Geschichten plaudern.

Daß er die historische Literatur jener Zeit genau studiert hatte, beweist seine Keltomanie. Nach dem Vorbilde Steubs und anderer Sprachforscher sieht auch er überall Kelten, sogar Namen wie Caflisch, Carisch, Camenisch sind belgokeltischen Ursprungs und im alten Frack eines Postillons glaubte er noch das keltische Camisol zu finden. Truns mit seinem Ahorn, das „Grütli der Graubündner" gibt ihm Anlaß zu einem verfassungsgeschichtlichen Exkurs, die vielen Burgruinen sagen ihm, daß der Bündner im Schreck des Bergsturzes und im Wintersturm auf den Alpenhöhen seinen wahren Herrn und Meister kennen und verehren lernte, aber auch in seinem mühsam der Bergwildnis abgerungenen Leben sich zu trotzigem Selbstbewußtsein zusammenfaßte, so daß er weder Resignation noch Romantik genug hatte, um an den Roheiten seiner Kastellane Geschmack zu finden. Die Sprachmengerei des „Schalauer" Romanisch mit seinem „plündriar" und „mordriar" stimmt ihn fröhlich, ebenso der „liderliche Kerli", womit auf der holperigen, vom Regen aufgelösten Oberländerstraße der „keltische" Fuhrmann Antoni sein Roß zum Trab ermuntert. Hatte das obere Vorderrheintal auch noch keine rechte Fahrstraße, so gab es dafür in Ilanz Veltliner und prächtige Lachsforellen zur Versöhnung mit Weg und Wetter. Dem originellen Antoni und seiner Zeit

aber hat Scheffel ein Denkmal gesetzt in seinem Lied vom letzten Postillon.

An Alvaneu vorbei, dessen reiche Schwefelquelle damals fast nur von Engadinern und Kranken aus den benachbarten Tälern benutzt wurde und das damals noch keinen Komfort und keinen Konversationssaal hatte, steuerte er dem Albulapaß zu. In Bergün imponierten ihm ganz besonders zwei „alte Sibyllen, die in schwarzen Gewändern einfach, starr und strenge unter ihren romanischen Bibeln und Erbauungsbüchern saßen. Hier war noch ein Stück althugenottisches Wesen; denn in diesen Tälern — rühmt der Katholik Scheffel — lebt noch „unverfälschter echter Protestantismus und kein Formalismus, sondern in Fleisch und Blut eingewachsen". Daß dies gerade bei Romanen der Fall war, schien Scheffel besonders merkwürdig.

Nachdem der Historiker und Sprachforscher Scheffel seine Leser über die verschiedenen romanischen Sprachformen unterrichtet und ihnen die Zustände des Landes mit liebevollem Verständnis geschildert hat, kommt beim Eintritt ins „gelobte Land Engadin" der Dichter zum Wort: „Sei gegrüßt, altes Etruskertal, rätselvolles Engadin!"

Der blaue Himmel, der sein Zelt über den majestätischen Bernina, den König der Engadineralpen und dessen Trabanten wölbte, lockte ihn zugleich nach den Bergen und nach Süden. Erst aber galt es, sich in den schmucken Engadiner Dörfern umzusehen, von deren Hauptort Samaden er ein anschauliches Bild entwirft.

Die Ebene bei der „etruskischen Reitercolonie" Celerina, belebt die Phantasie des Dichters mit den „Celeres", die auf der Engadinischen Hochebene für Roß und Mann Raum genug fanden, italische Reiterstücklein weiter zu cultivieren".

Der malerische Hügel mit dem im romanischen Stil erbauten Kirchlein San Gian hat's dem Malerdichter ganz besonders angetan. „Da heben sich die hellen, saubern Häuser von Celerina und der schlanke Turm gar fein vom dunkeln Tannenhintergrund der Vorberge ab, hinter welchen der Sauerbrunnen von St. Moritz beim grünen Bergsee hervorsprudelt, gen Norden aber steigen aus dem grünen Wiesengelände die Dörfer Samaden, Bevers, Ponte, Madulein, Camogasc, ein freundlicher Gegensatz zu den kalten graugelben Felsrücken, die vom Albula und Scaletta herab sich talwärts senken."

St. Moritz wird unter die ersten Bäder Graubündens eingereiht, und dann zieht's ihn aus dem Tale in die Berge, in die unverhüllte Majestät des Schnee- und Eisfeldes des Roseggletschers.

Als Führer zum Gletscher bot sich dem Dichter Jan Colani von Pontresina an, der Sohn des großen Nimrods Jan Marchet Colani, der 1837 gestorben war, nachdem ihm seine letzten Lebensjahre durch einen allzu romantischen Artikel im Stuttgarter Morgenblatt, der ihm Mord und Hexerei und sogar zwei Frauen andichtete, vergällt worden waren. Es war ein herrlicher Tag, den sie in der hehren Alpenwelt verbrachten. Colani belebte die Berge und Täler mit den Gestalten der rätischen Sagen von den wilden Mannli, erzählte vom Wachsen der Gletscher, von der Heilwirkung des Ivakrautes und dem daraus destilierten Likör, von halsbrecherischen Jagdtouren und hundert andern Dingen. Es kam aus vollem Herzen, als sie den ehrwürdigen Berghäuptern ringsherum zum Danke vom feurigen Veltliner zutranken. Und was in des Dichters Innern an Gefühlen und Gedanken sich regte, das fand Gestalt in einem der schönsten seiner Bergpsalmen.

Dem Berninaberg mit seinem ungeheuren Gletscherstrom, der sich bis in die Lärchen von Morteratsch ergießt, und dem Paß, dessen scharfe Winde auch ihm um die Ohren pfiffen, setzte er ein Denkmal in seinem bekannten Gedicht „Die Alpenstraße", dem er als Motto den Jammerruf eines Kindes des Südens voranstellt: Engadina, terra fina, se non fosse la pruina (S. 67).

Im Jahre 1862 war Scheffel in Tarasp-Vulpera, und von dort zog's ihn wiederum hinauf zum majestätischen Bernina. Einige Zeit später erschien seine „Frau Aventiure", eine Sammlung der herrlichsten Gedichte, die ihm die Berge des Engadins inspirierten. Hatte vor einem Jahrzehnt der Musensohn in studentischem Übermute den ernsten Bergesgreisen ein frohes „Schmollis" zugetrunken; so dichtete jetzt der gereifte Mann auf einem Steinblock am Rande des Roseggletschers sein erhebendes Bekenntnislied: „Auf wilden Bergen" (S. 68).

1864 pilgerte Scheffel auf der Hochzeitsreise vom Bodensee den Rhein entlang nach Thusis und durch die Viamala und das Rheinwaldtal nach dem Misox.

Und als er in spätern Jahren nicht mehr selber in die Berge steigen konnte, da besuchten sie ihn in der Erinnerung und brachten ihm Trost in seinem Leide.

Im Laufe der ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts hatte sich allmählich im Geschmack und Reiseziel der Wanderer eine Wandlung vollzogen; an die Stelle der voralpinen Täler und Höhen trat das Hochgebirge, statt in die Viamala reiste man nach Davos und ins Engadin. Es mutet uns heute fast komisch an, wenn wir in den Reisebildern des Elsässer Pfarrers Adolf Stöber lesen:

Jetzt rüste dich zum ernsten Gang aus grünem Tal in dunkle Schlucht;

Jetzt waffne dich, da schwer und bang der Fürst der
Schrecken dich versucht.
Es geht aus warmem Sonnenschein in kühle Nacht dein
Wanderlauf;
Die böse Straße bricht herein, die Viamala tut sich auf.

Zwar hatte schon im Jahre 1843 ein Deutscher, den das eidgenössische Schützenfest 1842 nach Chur und von dort ein Zufall ins Engadin gebracht hatte, im Hamburger „Telegraph" seine Landsleute auf die Schönheiten des Engadins aufmerksam gemacht (S. 69), und der fromme Sänger und Aarauer Pfarrer Abraham Emanuel Fröhlich hatte St. Moritz als ein Bethesda besungen (S. 71), einen Ehrenplatz im Reich der deutschen Dichtung haben ihm und den Bündnerbergen aber erst Scheffel und vor allem Conrad Ferdinand Meyer angewiesen, unter dessen Dichtungen nur wenige sind, die nicht von Rätien und seinen Bewohnern reden.

Zwei seiner Novellen, „Jürg Jenatsch" und die „Richterin", haben ihren Schauplatz in Graubünden, und wo sich in den andern Gelegenheit bietet, mischt er Bündner unter seine Gestalten. In der Erzählung „Plautus im Nonnenkloster" ist's der Hans von Splügen, „brav und sparsam, wie die Welschen meistenteil sind, modest und discret, wie sie enetbirgisch sagen". Im „Schuß von der Kanzel" erscheint Chur mit seinen Staatsperücken und Militärpersonen, mit seiner Hofkirche, seinem Geläute und seinen Salutschüssen dem General Werdmüller lebhaft in seinen Träumen. Meyers Fragment „Der Dynast" beginnt in einem der steilen und heißen Weinberge oberhalb Chur, der ersten Bischofsstadt am Rheine. Wie viele seiner Lieder sind nicht in Rätiens Bergen empfangen und gedichtet

worden, wie herrlich sind nicht seine Briefe aus Graubünden!

Das Ränzel auf dem Rücken war C. F. Meyer 1838 zum ersten Male, mit seinem Vater, durch die Viamala und über den Splügenpaß nach Chiavenna und von dort durchs Bergell nach dem Engadin gewandert. Diese Reise und die historischen Arbeiten des Vaters, die die Vorgeschichte zum „Jenatsch" behandelten, weckten in ihm schon früh den Wunsch, diese hervorragende Gestalt aus der Bündnergeschichte zu dramatisieren, aber sein Mentor sprach ihm das Dichten ab und riet zum Malen. Allein der Stoff hatte ihn zu tief erfaßt und die erste Frucht seiner zweiten Bündnerreise (1866) war das herrliche erste Kapitel des „Jenatsch", das uns die Reise des Herrn Waser erzählt. Im Fextal sah er „Die Bank des Alten" (S. 75), und von Silvaplana aus schreibt er voll Dank über die majestätische Ruhe der Arvenwildnis und der Gletscherwelt an seinen Vetter F. von Wyß (S. 75).

Nach einer Reise ins Bergell schreibt er an seinen Freund und Verleger Haessel: „Engadin und Bergell habe ich zu wiederholten Malen durchreist und kennen lernen, das altertümliche Zuoz, Zernez mit seinen bewaldeten Schluchten und Bärenwäldern. Graubünden ist ein unendlich interessantes Land."

Auf den Spuren des Jenatsch geht er über den Murettopaß ins Veltlin und scheut nicht den weiten Weg ins unwegsame Val Fraele, wo Rohan einen Sieg errang, sogar die Fieberluft von Fuentes hält ihn nicht ab, und jenseits des Berninapasses in „La Rösa" widersteht er nur schwer der Sehnsucht nach Italien:

Gegrüßt Italia! Licht und Luft!
Ich preise meine Lose!

Du bist an unserer Erde Brust
Die Rose, ja, die Rose!

Noch oft kam C. F. Meyer nach Graubünden; schon 1867 ist er wiederum im Engadin. Reiche poetische Ernte bot ihm Pontresina, wo er über dem Morteratschgletscher am Bernina das große stille Leuchten sah (S. 77); in seiner ersten Fassung trug das „Firnelicht" die Überschrift „Im Engadin".

Nachdem der Dichter 1870 wieder einige Wochen im Engadin zugebracht hatte, ging er über den Flüela nach Davos, wo es ihn später oft noch hinzog.

Um fern von aller Zerstreuung an seinen „Jenatsch" die letzte Feile legen zu können, verbringt er den Sommer 1873 im stillen Tavetsch; in Sedrun wohnte er beim Lukas Caveng, dem er im „Hengert" (S. 78) ein Denkmal setzte.

Noch zweimal zog Meyer nach dem Engadin (1878 und 1879), später bevorzugte er seiner Gattin wegen, der die Engadinerluft zu rauh war, tiefer gelegene Orte: Splügen, San Bernardino, Parpan. Und dann wurde er ein stiller Mann. Es liegt wie eine dunkle Ahnung, wie ein schwarzer Schatten über den Schlußworten seines Gedichtes „Noch einmal":

Zu Tale zu steigen, das wäre mir Schmerz —
Entsende, du Schütze, entsende das Erz!
Jetzt bin ich ein Seliger! Triff mich ins Herz!

Auch Gottfried Keller ist in Graubünden gewesen, aber die Berge, die er übrigens nur flüchtig von unten ansah, sagten ihm nicht viel. Berge und Menschen waren ihm wohl zu still, zu ernst, zu verschlossen. Keller der Alemanne, liebt gesprächige Menschen, die kleinen Leute,

3*

die ihre Leiden und Freuden nicht verbergen vor dem Nachbar, und die fand er eher im Tiefland, in den Städten und Dörfern, an grünen Höhen und am murmelnden Bach, der gemächlich um sanfte Hügel schleicht. Die Bündner mit ihrer Mischung von germanischem und romanischem Blute, mit ihrem bedächtigen Wesen, das aber in feierlichen Momenten doch in heißlodernder Begeisterung aufflammen und zur rechten Zeit auch die rechten Worte finden kann, die waren mehr nach C. F. Meyers aufs Individuell-Heroische gerichtetem Sinn.

In Gottfried Kellers Gedicht „Am Vorderrhein" (S. 83) ist es weniger der Ort, woher er kommt, als das Land wohin er fließt, was ihn bewegt.

Es sind dieselben Gedanken und Gefühle, die auch sein anderes Rheinlied „Gegenüber" beseelen:

> Da rauscht das grüne Wogenband
> des Rheines Wald und Au entlang:
> Jenseits mein lieb Badenserland,
> und hier schon Schweizerfelsenhang.

Es ist der beseligende Gedanke, daß er „Schweizer darf und Deutscher sein", auf den aber ein Schatten fällt, sobald drüben Uniformen auftauchen, die ihn daran erinnern, daß politisch zwischen hüben und drüben ein Unterschied ist, und bei aller Achtung und Liebe für edle Menschen, die er dort seine Freunde nennt, „flieht er rasch den Berg hinan".

Keller hat die Reise nach der Viamala, die er 1846 in fröhlicher Stimmung (er hatte das Honorar für seine „Gedichte" in der Tasche) und in Gesellschaft zweier Freunde unternahm, in der Neuen Zürcher Zeitung beschrieben und in einem Gedicht „Viamala!" (S. 84) verewigt, an

beiden Orten gibt ihm aber der genius loci nur Anlaß, von andern Dingen zu reden, die ihn innerlich mehr beschäftigen, während ihn das Geschaute ziemlich kalt läßt.

Zum Eidgenössischen Sängerfest, das 1862 in Chur gefeiert wurde, und an dem Keller selber teilnahm, stiftete er ein Becherlied, das aber auch keine besondern Beziehungen zu Graubünden hat, ebensowenig als Jacob der Fähnrich, den Jeremias Gotthelf im „Herr Esau" an ein Schützenfest nach Chur begleitet.

Auch Heinrich Leuthold, einer der Großen im Reiche der Lyrik, widmet zwei Gedichte dem Rheinstrome, ohne des Landes und der Leute weiter zu gedenken; einmal „Bei Ragaz" wird er zum Symbol für seine verflachende, sterbende Liebe, im „Freien Rhein" zum Sinnbild der Freiheit.

Ferdinand Freiligrath, der mehrmals in Graubünden war und noch ein Jahr vor seinem Tode zur Kur in Klosters weilte (1875), huldigt in seinem Gedicht „In Graubünden" vor allem dem Dichter Salis-Seewis (S. 85).

Von neuerer Lyrik, die ihre Impulse in den Bündner Bergen empfing, nennen wir noch das Gedicht „Bernina" von Rudolf Baumbach (S. 87), „Am jungen Rhein" (S. 88) von Emil Hügli, einem in Graubünden lebenden Berner, und das so kurze und so inhaltsreiche „Sils Maria" (S. 92) von Friedrich Nietzsche, der am majestätisch-idyllischen Silser See die langersehnte Ruhe fand (S. 93).

Wahre Poesie enthalten auch die weit über landläufige Reiseschriftstellerei sich erhebenden Schilderungen aus Graubünden in den „Spaziergängen in den Alpen" und Fahr-

ten und Wanderungen „Du schöne Welt" von Joseph Viktor Widmann.

Von den vielen, mehr oder weniger historischen Erzählungen, Novellen und Romanen, mit denen um die Wende des letzten zu unserem Jahrhundert Dichter und Dichterlinge Graubünden verherrlichten und — heimsuchten, hat J. C. Heers „König der Bernina" die weiteste Verbreitung und besonders in Deutschland viel Anklang gefunden, dann Ernst Zahn mit seinem Roman „Die Frauen von Tannò", sowie „Der Gewaltigste" von Wilhelmine von Hillern, die alle sehr schön und rührend sind und hübsche Naturschilderungen aufweisen, aber die Bewohner des Landes verzeichnen, weil sie sie in der Studierstube konstruierten, statt wie C. F. Meyer sie in jahrelangem Umgang zu studieren und zu analysieren. Und das geht beim Bündner Bergbewohner nicht so rasch wie bei den Leutchen des Tieflandes, da er sein Herz nicht auf der Zunge trägt und der Eispanzer um seine Gedanken und Gefühle nicht auf den Anhieb einer herablassenden allzu raschen Freundschaftsbezeugung springt. Die „Bündnerromane" der Hirschfeld, Voß, Hoecker, Edel usw. sind kaum Literatur zu nennen, der „Todesweg auf den Piz Palü" war auch ein Todesweg der alpinen Poesie.

Dafür hat das Bündnerland selber einige dichterisch veranlagte Männer und Frauen hervorgebracht, die zwar an Kunstfertigkeit sich kaum mit den Genannten messen können, bei denen aber ihre innigere Verbindung mit der Scholle, Kenntnis der Volksseele und Liebe zur Heimat die Routine mehr als ersetzt: es sind die schon genannte Silvia Andrea (Frau Johanna Garbald), die Geschichten aus Graubündens Vergangenheit, Frau Truog-Saluz, die aus dem Leben ihrer Engadiner Mitbürger erzählt, und Nina

Camenisch, die sich in die Sagenwelt ihrer Vorfahren vertieft und davon und von ihrer schönen Heimat, dem Heinzenberg, in den schlichten „Gedichten eines Bündnerischen Landmädchens" singt (S. 93) und in ihren „Geschichten und Sagen aus alt fry Rätia" erzählt.

Dann die etwas pfarrherrlich lehrhaften Schilderungen „Unter den Adlernestern" und „Wo die Berghirsche schrein" von Chr. Tester, die mehr oder weniger historischen Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit von Pater M. Carnot, die gut geschauten und erzählten Geschichten aus dem Hochtal vom Bergpfarrer William Wolfensberger und die Erzählungen „Aus rätischen Landen" von Walkmeister.

In der bündnerischen Dialektdichtung stehen die „Urchigi Lüt" des feinen Menschenkenners und Psychiaters J. Joerger obenan.

Wohl kennt die dreisprachige Bündnerliteratur noch eine ganze Reihe von Dichtern (Poetins und Poetuns, wie ein romanischer Dichter sie launig nennt) aber sie dichteten in der Sprache ihrer romanischen oder italienischen Väter und gehören nicht hieher.

Fetan (Engadin). Carl Camenisch.

Volkslieder.

1499

Landsknechtlied.

1. Wend ir mirs nit für übel han,
   Ein liedli will ich uch singen
   Von den puren in dem Oberland,
   Si gand umb mit wilden dingen.

2. Di von Cur hand sich in blawes bekleidt,
   Das nimpt mich iemers ein wunder!
   Hand den pfauwenschwanz an rücken geleit,
   Si keren sich von der sonnen.

3. Man hat oft von bischof Heinrich gesagt,
   Er si des richs ein herre —
   Es ist ein ků im Oberland,
   Die lůjet also sere.

4. Der bischof rit ein pfalbes pferd,
   Das hat man wol verstanden,
   Er kan uf beider achseln tragen
   Einen nit als dem andern.

5. Bischof du gast uf hälem isch,
   Lůg dass du nit fallest,
   Kůnrat von Marmels, desselben gelich
   Castellmůr die ringen alle ....

6. Graf Jörg von Werdenberg ist wol erborn,
   Er ist von Salgans ein herre,
   Er hat ein schloß im Oberland,
   Es möcht sich wol von im keren!

7. Welicher will beizen mit haberstrow,
   Der tarf nit sperber koufen,

Es würt kein federspil niemer gůt,
Es hab dann gelernet roufen.

8. Růdolf von Marmels hat ein weichen sinn,
Er dunkt sich also groſse,
Als ob er umb spann gewachsen si,
Sit er ist ein Eidgenoſse.

9. Graf Jörg hat ein vogel in getan,
Er ist im wider entflogen,
Frid und geleit hand si im zugeseit,
Si hand ims schandlich erlogen.

10. Růdolf Salganser ist ein Schwizer gůt
Das hat man wol vernomen.
Caspar Franz mit sinem übermůt,
Hand die schlechten puren überkomen.

11. Die von Thavos sind lobes werd
Mit sampt den andern gerichten,
Si hulden sich zů dem hus von Oesterich,
Si wend sich nit witer verpflichten.

12. O edler küng von Oesterrich
Laſs dinen adler fliegen
Und nim den edlen pfauwenswanz in din hend:
Die grauwen puren werdent sich schmiegen.

1499

Schlacht bei Glurns,

jetzt genannt „an der Calven", früher „auf der Malserheide".

1. So will ich aber singen,
Singen ein nüws gedicht,
Wol von den drien bünden,
Wie es inen ergangen ist.
Dem Etschland ist wol erkant:
Die krei ist usgeflogen
Dem steinbock in sin land.

2. Es tet dem edlen steinbock zorn,
Do er vernam die gest:
„Krei, du hettest wol emborn,
Wärest 'bliben in dinem nest!
Es tůt dir warlich niemer gůt,
Ich will mich an dir rächen,
Du tribst groß übermůt."

3. Der steinbock was sich nit sumen,
Er macht sich uf gar bald:
„Ein letze wend wir rumen
Bi einem grüenen wald;
Die schmucker wellen wir grifen an,
Dass menge frow můß weinen
Umb iren elichen man!"

4. Die dri pünd kamen gezogen
Am pfingsttag ins Engadin:
„Frölich wend wir es wagen,
Maria welle bi uns sin!
Si will uns niemer verlan,
Darzů der bünden künig
Sant Lucius mit siner kron."

5. Am Mäntag waren si komen
Gön Münster in das tal;
Die schmucker heten's bald vernomen,
Si rusten sich überall;
Sie heten ein letzi fest.
Die rüter waren d'bünd anschowen:
„Da komen uns frömbde gest!

6. Wir wend's inen wol entbieten,
Den bünden allgemein;
Unser kilbe könd si sich g'nieten,
Keiner kompt inen wider heim!
Wir wend in schenken uß einem faß,
In der Etsch wend wir s' ertrenken,
So turfend s' niena glas!"

7. Nig von Brandis begund jechen:
„daß üch nit fel die schanz!
An der Steig han ich's gesechen,
Heten d' buren iren fasnachttanz,
Namen mengem Swaben sin junges leben:
Ir sönd si nit verachten,
Den rat will ich üch geben.

8. Dann ich will ir nit beiten,
Das red ich uf minen eid;
Si spannten mir die seiten,
Wurd ich inen in ir hend.
Fliechen wirt morgen min bester b'scheid;
Der mit mir well von hinnen,
es wirt im niemer leid!"

9. Die schmucker heten für sich g'nomen,
Die letzi nit zů verlan:
„Ob fünfzig tusend komen,
Wir wend si wol bestan,
Si siend Swizer oder Bündlüt,
Es bringt in keinen fromen;
Umb all welt gebend wir nüt!"

10. Die dri bünd giengen zu rate —
Heten mengen wisen man —
An eim zinstag abend spate:
Wie wend wir s' grifen an?
„Wir wend ordnen ein hinderhůt,
Zwen hufen wend wir machen."
Der anslag tucht si gůt.

11. Da es was umb mitte nacht,
Wie bald man von dannen zoch!
Der ein huf rückt mit macht
Ueber ein berg, was hoch,
Die Schlingen ist der berg genant;
Wol uf dem mitten tage
Kam man in der fiend land.

12. Die dri bünd waren ir fiend anschowen,
Wol funfzehen tusent man:
Si ruͤften an unser frowen,
Sant Luzi mit siner kron:
„Die wellen uns hüt hilflich sin!“
Ir ordnung waren sie machen,
Ir hufen der was klein.

13. In die bündlüt was man schießen,
Der schlangen heten si vil;
Die bünd was es verdrießen:
„Wie stan wir hie still zum zil?“
Der bünd waren viertusend man,
Sie heten löwes můt,
Sie griffend s' fröhlich an.

14. Der houptman sprach: „wir wellen rücken,
Dann ist es an der zit;
Die krei wirft uns ab die brücken,
Vil hufen hat si mit lüt.“
Den ersten hufen griffen sie an,
Von inen was er sich wenken,
Er wollt inen nit bestan.

15. Do der selbig huf was fliehen,
Di dri bünd wanten sich bald;
Gegen inen sachen si ziehen
Zwen hufen uß einem wald.
In Maria namen griffen si s' an;
Noch verborgen in dem walde
Hatt die krei zwen hufen stan.

16. Noch versorget heten s' die letzi
Mit lüten und büchsen vil,
Vier bastien darin gesetzet
Und schußen all zů eim zil;
Mit schießen triben si großen gwalt.
Der steinbock was die kreien jagen
Wol in dem grüenen wald.

17. „Krei, du magst nit gar entrünnen,
Ich han dir's vor geseit;
Groß kumber mů̊stu hüt gewünnen,
Din bosheit wird dir leid!
Ich will dich bringen in jamers not,
Daß diser grüener walde
Von blů̊t mů̊ß werden rot!"

18. Die krei was sich schmucken,
In dem wald si umhar floch;
Die federn ward man ir rupfen,
Die fecken si nachar zoch;
Man rupft ir die federn uß irem swanz,
Daß si in dem grüenen walde
Macht mengen krumen tanz.

19. „Krei, din anslag wend dir felen,
Die dich hand getünkt gar gů̊t;
Mit halebarten wil ich dir strelen
Und zwagen mit dinem blů̊t!
Ich will dich strelen uf den grund,
Daß du fürhin solt kennen
Die puren im grawen pund!

20. Krei, du hattest dich vermessen,
Uß dinem übermů̊t
Mir bereit ein abendessen;
Das kost dich lib und gů̊t;
Das trank, das du mir hattest bereit,
Das mů̊stu selbst ußtrinken,
Wär's dir im herzen leid!"

21. Die büchsen was man inen abeloufen,
Als uns die warheit seit;
Pulver, stein dorft man nit koufen,
Man fand es darbi bereit;
Daruß schoß menger houptman gů̊t;
Von dannen begondend s' loufen,
Gestillet was ir übermů̊t.

22. „Krei, ich han mit dir gefochten
Wol. über die vierden stund;
An dir han ich mich gerochen
Und an dinem stechlin bund;
Die letzi han ich dir g'wunnen an,
Dine büchsen und dine banner
Můstu den pünten lan!"

23. Da hat man in erschlagen
Im wald und uf dem feld
Viertusent, hört man klagen,
Die man so hat gezelt,
On die in der Etsch ertrunken sind,
Der zal mag niemant wüssen;
Des klagt sich menges kind.

24. Do sach man gar bald brinnen
Das land wol überall,
Kein hus mocht da entrinnen
Im berg und ouch im tal.
So erbarmen mich vil kleiner kind,
Daß si durch ire herren
In jamer komen sind.

25. Küng, laß von dinem kriegen,
Din anslag hand dir gefelt;
Du wirst dich selbst betriegen,
Die puren hand dir gestrelt.
Die dri bünd woltest du zerbrochen han,
Das ist dir misselungen,
Es kost' dich mengen man.

26. Die dri bünd hand sich verbunden
Wol zů dem ruchen stier;
Inen ist wol gelungen;
Der beren sind ouch vier;
Der steinbock hat mengen stolzen man,
In träwen und in nöten
Wil er ouch bi in stan.

27. Der uns das lied hat gesungen
Und singt zů diser stund,
Keinem herren ist er verbunden,
Er sitzt im grawen bund;
Zů Cur ist er gar wol bekant,
Sin narung ist er sůchen
In tütsch und welschem land.

Simon Lemnius.

Rede des Anführers vor der Calvenschlacht.

Frisch, Kameraden, voran! Gott hilft und die Stunde ist unser.
Mannhaft ist es von euch, zu erliegen im blutigen Streite,
Schön ist der Tod für das Vaterland, wie die Helden ihn sterben!
Feiglingen winket kein Heil! Kein Heil zu erhoffen, war vielen
Öfter der Weg zu dem glänzendsten Siege! Gedenket, ihr Herzen,
Unerschüttert im Kampfe, wie unsere Ahnen Tridentums
Tore gebrochen, Verona besiegt und Como erobert,
Daß den brigantischen See sie gezähmt und Teutonen geschlagen,
Wie sie Vindeliker selbst und Helvetier lange beherrschten.
Wahrlich, ihr seid nicht entartete Enkel, noch lebet ihr ruhmlos,
Auf denn, ihr Rätier, kämpft wie die Löwen in euerer Stunde!
Nun ist gekommen die Zeit, an dem Feinde Vergeltung zu üben!
Denket daran, wie dem Rechte des Krieges zuwider so viele
Greuel geschehen, wie mancher Jüngling, vom Schwerte getroffen

Oder vom Speere durchbohrt, in den Tod hinsank, wie die Heimat
Wüste gelegt und die Dörfer verbrannt, ja die Wälder vernichtet,
Männer und Weiber, auch Kinder, die Pfänder der Liebe, getötet,
Häuser geplündert nach grausem Gemetzel, die Geiseln gefesselt,
Während man Frieden geheuchelt! Die Stunde der Rache für alles
Ist nun gekommen! Hier brechet euch Bahn durch die trotzigen Feinde!
Heilige Treue, hier lehre durch Beispiel meiden den Treubruch!
Blutige Sühne für alle die Greuel sei jetzo gefordert!
Auf, schon befinden wir uns, Kameraden, inmitten der Feinde!
Nimmer ist Hoffnung, von hier durch die Flucht zu entrinnen; die Berge
Ließen sich nicht mehr ersteigen; ihr kennet den Schweiß und die Mühen,
Ob es auch leichter gewesen, herunter zu kommen als aufwärts;
Nicht sind die Mütter euch da, um im Schoße die Feigen zu bergen;
Wären sie hier vor dem Feinde, sie würden die Waffen gebrauchen.
Also zum Angriff denn! Für die Heimat und unsere Kinder
Kämpfen wir hier, sonst sterben wir ungerächt und mit Schande.
Alles steht auf der Spitze des Schwertes, Genossen, ihr wißt es.
Dieses gereich' euch zum Troste! Gerecht ist der Krieg, den ihr führet,
Ewig der Ruhm und der künftige Sieg und die Zeichen des Sieges!

Aus der „Raeteis".

Volkslied.

1549

Vermessene Bitt eines Kaiserischen.

Vater unser—Mühlhausen ist unser,
Der du bist—Basel ouch unser ist,
Im Himmel—vor Schafhusen solls gelingen,
Geheiliget werd din nam! Zürich muoss ouch dran
zuo kum din rich—Bern und all sinsglich,
Din will gescheh—noch sind wir nüt gerech,
Uff erden—Saffoy muoss ouch unser werden,
Wie im Himmel—es soll unserm anschlag gelingen
Daß wir Chur und ander eidgnossen on schwert,
on schlahen mit miet und gaben uns bringen.

Georg Jenatsch.

1621

Beroldingerlied.

Beroldinger ist Ehren werth,
  Er stielt die Küh vnd läßt die Pferd:
  Doch häßlich es ihm ist mißlungen,
  Dann ihm man hat auch d' Küh abdrungen.

Beroldinger der Ehrenmann,
  Im fliehen seyn wolt z'förderst dran:
  Drumb er ihm d' Stiefel ließ ausziehen,
  Damit er köndte wacker fliehen.

Der Ehren ist auch Fleckenstein,
  Im fliehen nicht wolt z'hinderst seyn.
  Sein Dägen soll man billig loben,
  Als sein Patron davongestoben,
  Bleib er zu Ilantz an der Wand,
  Floh nicht, wie Fleckenstein mit Schand.

Die Jesuiter, Capuziner,
  Davon flohen wie Zieginer.
  Der Spanisch Ritter Scaramutz

Den Bündtnern geflohen ist zu trutz.
Gar keiner wolt dahinden bleiben,
Damit man ihn nicht thet auffreiben.

Das kann ein hübsch Armada seyn,
Von eytel Hasen gspicket fein,
Aussreissend durch der Bündtner Awen:
Gantz zierlich war sie anzuschawen.

Von hundert Mann fünff Fähnlein sind
Getrieben worden wie die Hünd,
Durch Thal, durch Schnee, durch Alpgebierg,
Deß keiner wider kommen wird:
Aus Forcht man solchen gschwinden Hasen,
Ein Ring möcht legen an die Nasen.

Volkslied.

Bündnerwirren.

Ach Rhaetia, beklage
dein gantz zerreutten Standt,
Wo sind die Alten, sage,
Die dir erworben handt
Ein übergroßen Nammen
mit ihrem Gut vnd Blut,
Dem Leib der Seel zusammen
Die edle Freyheit gut?

Wo ist dann doch hinkommen
Ihr Heldennammen groß?
Ins Grab, hab ich vernommen,
Der Erden Mutterschoß,
schier alle sind verblichen
Das Land ist worden neu,
mit ihnen ist entwichen
Die Lieb, der Glaub und Treu.

Hingegen ist aufkommen
Vil Hoffart, Sünd vnd Schandt,
Der Geitz hat yngenommen
Das liebe Vatterlandt.

Von Gott wil man nichts hören
man schreyet nur nach Geld,
sie lassen sich bethören
Die überuss schnöde Welt.

Spielen, Sauffen vnd Schlemmen
wird ietzund hoch geacht,
vnd sich der Arbeit schämmen,
Die Künste man verlacht,
den Juden-Spieß doch brauchen
ein ieder gar wol kan,
Die Nahrung zu vertheuren
Dem armen Arbeitsmann.

Ihr Reichen o ihr Großen,
Die ihr des Armen gut
Wegstählen, ihn verstoßen,
Aussaugen ihm das blut,
Weh euch, die ihr geraubet! . . .

O Gott, thu uns erhalten
Den edlen freien Stand,
Laß reichlich by uns walten
Dein Wort im ganzen Land.
Du wollest uns bekehren
Immer und immerfort,
Das wir Christum den Herren
Bekennen aller Ort.

Aus: Lob- und Ehrenlieder (gedruckt 1685).

Johann Gaudenz von Salis-Seewis.

Fontana.

Preisend soll den Helden mein Gesang erheben!
Vaterland, weis' ihm dein Dankgefühl:
Sieh, er weihte dir sein edles Leben,
Stand für dich im wilden Schlachtgewühl.

So stehn deine Berge fest in Ungewittern,
Wie Fontana dort im Treffen stand;
Deinen Helden konnte nichts erschüttern,
Niemals bebt' ihm weder Herz noch Hand.

Immer tiefer stürzt' er sich ins Kampfgetümmel,
Schritt entgegen heiter der Gefahr,
Opfert' sich — ihn stärkte Gott im Himmel —
Auf der Freiheit heiligem Altar.

Blutig, schwer verwund't, begann er nun zu sinken,
Und noch klirrten Schwerter um ihn her:
Seine Wunde deckt er mit der Linken,
Mit der Rechten hält er noch den Speer.

„Zaget nicht um eines Mannes Fall, ihr Brüder!"
Rief er, „gilt es doch das Vaterland!"
Winkelried sah segnend auf ihn nieder,
Als er's sprach, die Palme in der Hand.

Jetzt, da schon sein Geist, frei von des Lebens Mühen,
Strahlend zu der Gottheit Thron entflieht,
Sieht er noch das Heer der Feinde fliehen,
Sieht er, wie sein kleiner Haufe siegt.

Rinnen wird ihm der Bewunderung Träne,
Wann, voll Ehrfurcht, ihn die Nachwelt nennt,
Ach, zur Schande jedem seiner Söhne,
Der jetzt kaum den großen Namen kennt.

Heilig ist der Ort, der einst dein Blut getrunken,
Heilig uns dein Grab, du edler Mann,
Ist gleich längst dein Hügel eingesunken,
Zeigt ihn selbst kein Stein dem Wandrer an.

Lied eines Landmanns in der Fremde.

Traute Heimat meiner Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,
Wird mir wohl und dennoch trüben
Sehnsuchtstränen meinen Blick.

Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch —
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an euch!

An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das niedre Dach sich bog;

An die Stauden, wo ich Meisen
Im Holunder-Kasten fing;
An des stillen Weihers Schleusen,
Wo ich Sonntags fischen ging.

Was mich dort als Kind erfreute,
Kömmt mir wieder leibhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Widerhallt in meinem Ohr.

Selbst des Nachts, in meinen Träumen,
Schiff' ich auf der Heimat See;
Schüttle Äpfel von den Bäumen,
Wäß're ihrer Wiesen Klee;

Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag,
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag.

Wann erblick' ich selbst die Linde
Auf den Kirchenplatz gepflanzt,
Wo gekühlt im Abendwinde
Unsre frohe Jugend tanzt?

Wann des Kirchturms Giebelspitze,
Halb im Obstbaumwald versteckt,
Wo der Storch auf hohem Sitze
Friedlich seine Jungen heckt?

Traute Heimat meiner Väter,
Wird bei deines Friedhofs Tür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!

J. C. F. Hölderlin.

Der Rhein
(An Isaak Sinclair)
1802.

Im dunkeln Epheu saß ich an der Pforte
Des Waldes, eben da der goldene Mittag,
Den Quell besuchend, herunterkam
Von Treppen des Alpengebirgs,
Das mir die göttlichgebaute,
Die Burg der Himmlischen heißt
Nach alter Meinung, wo aber
Geheim noch manches entschieden
Zu Menschen gelanget; so
Vernahm ich ohne Vermuten
Ein Schicksal, denn noch kaum
War mir, im warmen Schatten

Sich manches beredend, die Seele
Italia zu geschweift
Und fernhin an die Küsten Moreas.

Jetzt aber drin im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm
Und der Felsen Häupter übereinander
Hinabschaun, taglang, dort
Im kältesten Abgrund hört'
Ich um Erlösung jammern
Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt'
Und die Mutter Erd' anklagt'
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern; doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts.

Die Stimme war's des edelsten der Ströme,
Des freigeborenen Rheins,
Und anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Tessin und dem Rhodanus,
Er schied und wandern wollt' und ungeduldig ihn
Nach Asia trieb die königliche Seele.
Doch unverständig ist
Das Wünschen vor dem Schicksal!
Die Blindesten aber
Sind Göttersöhne, denn es kennet der Mensch
Sein Haus und dem Tier ward, wo
Es bauen solle, doch jenen ist

Der Fehl, daß sie nicht wissen wohin,
In die unerfahrne Seele gegeben.

Ein Rätsel ist Reinentsprungenes. Auch
Der Gesang kaum darf es enthüllen. Denn
Wie du anfingst, wirst du bleiben,
So viel auch wirket die Not
Und die Zucht; das meiste nämlich
Vermag die Geburt
Und der Lichtstrahl, der
Dem Neugebornen begegnet.
Wo aber ist einer,
Um frei zu bleiben
Sein Leben lang und des Herzens Wunsch
Allein zu erfüllen, so
Aus günstigen Höhn, wie der Rhein,
Und so aus heiligem Schoße
Glücklich geboren, wie jener?

Drum ist ein Jauchzen sein Wort.
Nicht liebt er wie andere Kinder
In Wickelbanden zu weinen;
Denn, wo die Ufer zuerst
An die Seite ihm schleichen, die krummen,
Und, durstig umwindend ihn,
Den Unbedachten, zu ziehn
Und wohl zu behüten begehren
Im eigenen Zahne, lachend
Zerreißt er die Schlangen und stürzt
Mit der Beut', und, wenn in der Eil'
Ein Größerer ihn nicht zähmt,
Ihn wachsen läßt, wie der Blitz muß er

Die Erde spalten, und wie Bezauberte fliehn
Die Wälder ihm nach und zusammensinkend die Berge.

Ein Gott will aber sparen den Söhnen
Das eilende Leben und lächelt,
Wenn unenthaltsam, aber gehemmt
Von heiligen Alpen, ihm
In der Tiefe, wie jener, zürnen die Ströme.
In solcher Esse wird dann
Auch alles Lautre geschmiedet,
Und schön ist's, wie er drauf,
Nachdem er die Berge verlassen,
Stillwandelnd sich im deutschen Lande
Begnüget und das Sehnen stillt
Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut,
Der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt
In Städten, die er gegründet.

Doch nimmer, nimmer vergißt er's.
Denn eher muß die Wohnung vergehn
Und die Satzung und zum Unbild werden
Der Tag der Menschen, ehe vergessen
Ein solcher dürfte den Ursprung
Und die reine Stimme der Jugend.
Wer war es, der zuerst
Die Liebesbande verderbt
Und Stricke von ihnen gemacht hat?
Dann haben des eigenen Rechts
Und gewiß des himmlischen Feuers
Gespottet die Trotzigen, dann erst,
Die sterblichen Pfade verachtend,
Verwegnes erwählt
Und den Göttern gleich zu werden getrachtet,

Es haben aber an eigner
Unsterblichkeit die Götter genug, und bedürfen
Die Himmlischen eines Dings,
So sind's Heroen und Menschen
Und Sterbliche sonst. Denn weil
Die Seligsten nichts fühlen von selbst,
Muß wohl, wenn solches zu sagen
Erlaubt ist, in der Götter Namen
Teilnehmend fühlen ein andrer,
Den brauchen sie; jedoch ihr Gericht
Ist, daß ein eigenes Haus
Zerbreche der und das Liebste
Wie den Feind schelt' und sich Vater und Kind
Begrabe unter den Trümmern,
Wenn einer, wie sie, sein will und nicht
Ungleiches dulden, der Schwärmer.

Drum wohl ihm, welcher fand
Ein wohlbeschiedenes Schicksal,
Wo noch der Wanderungen
Und süß der Leiden Erinnerung
Aufrauscht am sichern Gestade,
Daß da- und dorthin gern
Er sehn mag bis an die Grenzen,
Die bei der Geburt ihm Gott
Zum Aufenthalte gezeichnet.
Dann ruht er, seligbescheiden,
Denn alles, was er gewollt,
Das Himmlische, von selber umfängt
Es unbezwungen, lächelnd
Jetzt, da er ruhet, den Kühnen.

Halbgötter denk' ich jetzt,

Und kennen muß ich die Teuern,
Weil oft ihr Leben so
Die sehnende Brust mir beweget.
Wem aber wie, Rousseau, dir,
Unüberwindlich die Seele,
Die stark ausdauernde ward,
Und sicherer Sinn
Und süße Gabe zu hören,
Zu reden so, daß er aus heiliger Fülle
Wie der Weingott törig, göttlich
Und gesetzlos sie, die Sprache der Reinesten, gibt,
Verständlich den Guten, aber mit Recht
Die Achtungslosen mit Blindheit schlägt,
Die entweihenden Knechte, wie nenn' ich den Fremden?

Die Söhne der Erde sind, wie die Mutter,
Alliebend, so empfangen sie auch
Mühlos, die Glücklichen, alles.
Drum überraschet es auch
Und schröckt den sterblichen Mann,
Wenn er den Himmel, den
Er mit liebenden Armen
Sich auf die Schultern gehäuft,
Und die Last der Freude bedenket;
Dann scheint ihm oft das beste,
Fast ganz vergessen da,
Wo der Strahl nicht brennt,
Im Schatten des Walds,
Am Bielersee, in frischer Grüne zu sein,
Und sorglos arm an Tönen,
Anfängern gleich, bei Nachtigallen zu lernen.

Und herrlich ist's, aus heiligem Schlafe dann

Erstehen und aus Waldes Kühle,
Erwachend, abends nun
Dem milderen Licht entgegenzugehn,
Wenn, der die Berge gebaut
Und den Pfad der Ströme gezeichnet,
Nachdem er lächelnd auch
Der Menschen geschäftiges Leben,
Das othemarme, wie Segel
Mit seinen Lüften gelenkt hat,
Auch ruht und zu der Schülerin jetzt,
Versöhnend, zu der Braut
Der Bildner sich,
Zu unserer Erde sich neiget.

Dann feiern ein Brautfest Menschen und Götter,
Es feiern die Lebenden all,
Und ausgeglichen
Ist eine Weile das Schicksal.
Und die Flüchtlinge suchen die Herberg'
Und süßen Schlummer die Tapfern.
Die Liebenden aber
Sind, was sie waren, sie sind
Zu Hause, wo die Blume sich freuet
Unschädlicher Glut, und die finsteren Bäume
Der Geist umsäuselt, aber die Unversöhnten
Sind umgewandelt und eilen,
Die Hände sich ehe zu reichen,
Bevor das freundliche Licht
Hinunter geht und die Nacht kommt.

Doch einigen eilt
Dies schnell vorüber, andere
Behalten es länger.

Die ewigen Götter sind
Voll Lebens allzeit; bis in den Tod
Kann aber ein Mensch auch
Im Gedächtnis doch das Beste behalten
Und dann erlebt er das Höchste.
Nur hat ein jeder sein Maß;
Denn schwer ist zu tragen
Das Unglück, aber schwerer das Glück.
Ein Weiser aber vermocht' es,
Vom Mittag bis in die Mitternacht,
Und bis der Morgen erglänzte,
Beim Gastmahl helle zu bleiben.

Dir mag auf heißem Pfade, unter Tannen oder
Im Dunkel des Eichenwalds, gehüllt
In Stahl, mein Sinclair! Gott erscheinen oder
In Wolken, du kennst ihn, da du kennest
Des Guten Kraft, und nimmer ist dir
Verborgen das Lächeln des Herrschers
Bei Tage, wenn
Er fieberhaft und angekettet das
Lebendige scheinet oder auch
Bei Nacht, wenn alles gemischt
Ist ordnungslos und wiederkehrt
Uralte Verwirrung.

Georg Herwegh.

Ihr seid eifersüchtig auf eure Nationalität, auf eure Unabhängigkeit nach außen, und ihr tut wohl daran; euer Land ist die letzte Republik Europas und beinahe das einzige Asyl der Freiheit. Ihr müßt es erhalten, um jeden

Preis erhalten, und die braven Schützen hier werden es nötigenfalls bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen wissen. Aber dieser Nationalität, dieser Unabhängigkeit, deren Ausdruck ich so unendlich verehre, droht wenigstens von seiten der Völker, die aufgehört haben, sich zu hassen, keine Gefahr mehr; auch die Fürsten kann es nicht nach einem Lande gelüsten, das am ersten Tage der Schöpfung durch die Natur zu einer Republik bestimmt worden. Eure Berge sind zu hoch, um Paläste darauf zu bauen, eure Straßen zu steil, um Karossen darüber zu führen, und eure Hirten, Gott sei Dank, zu arm, um Müßiggänger zu füttern. Darum nicht nach außen, sondern nach innen wendet den Blick, im eignen Hause sucht und erlegt den Feind, im eignen Hause räumt auf und säubert und erobert zu eurer Nationalfreiheit auch die geistige Freiheit, die Freiheit des Gedankens, dem ihr Raum geben müßt bis in seine letzten Konsequenzen. Noch habt ihr dieses Ziel nicht erreicht, aber ihr seid im besten Zuge, euch demselben zu nähern...

Aus Herweghs Festrede, gehalten am eidgenössischen Schützenfest in Chur 1842.

Alfons von Flugi.

Der Heldenkampf der Prättigauer.

Der Ausbruch.

Der Frühling zieht mit Grüßen und Sonnenschein ins Land,
Da springen tausend Bäche befreit vom eisigen Band,
Da öffnen tausend Blumen die Kelche seinem Hauch,
Und mit den Blumen und Bächen ersteht die Freiheit auch. —

Was zieh'n die Prättigäuer so viel zu Walde heut?
Ei, morgen ist Palmsonntag; ob da man Reiser streut?
  Ob lautes Hosianna und froher Sang erschallt?
  Ob da des Volkes Jubel in Lüften widerhallt.

Nicht streut man grüne Reiser, nicht tönet Jubelsang,
Nur Kampfruf wird erschallen und heller Waffenklang,
  Denn nicht auf grünen Reisern — durch tapfrer Krieger Reih'n
  Auf blutigroten Rosen, so zieht die Freiheit ein!

Und weil die Unterdrückten der Waffen man beraubt,
Geh'n sie ins große Zeughaus vom Frühling frisch umlaubt,
  Da schneiden sie grüne Keulen, die Hoffnung in der Not,
  Und wollen morgen pflücken zum Grün die Röslein rot.

Der Palmsonntag.

Da sank den Österreichern dahin ihr Übermut;
Sie zogen ihre Schwerter, nicht schartig, nicht rot von Blut;
  Es brach der Schwerter Blitzen vor starker Keulen Schwung,
  Vor freier Heldenmänner trunkner Begeisterung.

Und eingedenk der Sagen aus uralt grauer Zeit,
Wie einst die rätischen Weiber geflogen in Kampf und Streit,
  Wie sie die Kinder geworfen dem Römer ins Gesicht,
  Daß nicht in Sklavenbanden sie seh'n der Sonne Licht;

Erweisend daß die Sanftmut sich wandeln kann in Zorn,
Und daß die schönste Rose auch hat den schärfsten Dorn,
  Ergriffen jetzt auch Weiber der Keulen schwere Wucht,
  Und halfen tapfer schlagen die Feinde in die Flucht.

Seht dort die Amazone, wie's ihr im Auge glimmt!
Wie sie, gleich einer Löwin, der man ihr Junges nimmt,
Furchtlos und unbewaffnet auf ihren Gegner dringt,
Und seiner Faust behende das blanke Schwert entringt.

Sie taucht es in die Brust ihm, daß schnell erlischt der Glanz;
Wohlan, ihr Österreicher, wer wagt mit ihr den Tanz?
Schon sind sie alle geflohen vom Kirchhof fern hinab:
Sie ist gefallen, betend, auf ihrer Mutter Grab.

Der Prättigauer Freiheitskampf (Chur und Leipzig 1844).

Joseph Victor Scheffel.

Nix als naus!

Ein Alpenlied.

Wenn du an Pult und Tische
Geschafft dich lahm und krumm —
Zum Teufel ging die Frische
Samt dem Ingenium —
Dein Hirn wie zähes Leder,
Wie Schwarzblech hart dein Kopf —
Zerstampfe dann die Feder,
Reiß aus, du armer Tropf!
Naus aus dem Haus!
Naus aus der Stadt!
Naus aus dem Staat!
Nix als naus!

Dir weiß für Leib und Seele
Ich keine beßre Kur:
Von einem Marschbefehle

Erhoffe Rettung nur
Vom Pickeln und vom Stocken
Im Unterleibsrevier.
Mach' rasch dich auf die Socken,
Ist besser als Klistier!
Naus aus dem Haus!
Naus aus der Stadt!
Naus aus dem Staat!
Nix als naus!

Hinauf in Wald und Weide,
Hinauf in Schnee und Eis!
Stets größer wird die Freude
Bei jedem Tropfen Schweiß.
Und schwinden Speck und Ranzen,
Wird wasserleer dein Hirn,
So kommt die Lust zum Tanzen
Und fröhlich schallt's vom Firn:
Naus aus dem Haus!
Naus aus der Stadt!
Naus aus dem Staat!
Nix als naus!

Da droben kennt dich keiner
Nach Würden, Rang und Stand,
Glückseliger Zigeuner,
Fahr' auf ins weite Land!
Klingklang in deiner Tasche,
Singsang aus tiefer Brust,
Tiefschluck aus voller Flasche,
Juhei, du Wanderlust!

Naus aus dem Haus!
Naus aus der Stadt!
Naus aus dem Staat!
Nix als naus!

Und wenn der Tag im Sinken,
Verglüht im roten Schein,
Firnfelder blitzend winken,
Zieht man zur Herberg' ein.
Schon ruht im Silberflore
Der Bergwelt stolze Pracht,
Da hebt sich noch im Chore
Tiefernst das Lied mit Macht:
Naus aus dem Haus!
Naus aus der Stadt!
Naus aus dem Staat!
Nix als naus!

In den Alpen.

Heia, das Schneegebirg ha'n wir erklommen,
Schaun in der Täler vielfurchig Gewind ...
Schweben wie Adler, von Äther umschwommen,
Über den Wolken und über dem Wind.

Hier blitzt ein Städtlein und dort ein Gefilde,
Dort eines Stromes sich schlängelnder Lauf,
Dort auch ein See, wie ein Menschenaug' milde,
Aus der vernebelten Ferne herauf.

Flüchtig nur winkt es und flüchtig versinkt es
In das umflorende Dunstmeer zurück ...

So ist das Leben — sternschnuppig kaum blinkt es ...
So ist die Minne, die Hoffnung, das Glück.

Wir aber lagern am prasselnden Herde,
Wärmen den Leichnam und strecken ihn aus ...
Fragen nicht mehr nach der Erde Beschwerde,
Füllen mit Jubel das winzige Haus.

Hochlandluft zehret, doch Rebensaft nähret,
Heia, wer reicht mir das Trinkhorn geschwind?
— Dreifacher Durst ist dem Sänger bescheret
Über den Wolken und über dem Wind.

Frau Aventiure.

Die Alpenstraße.

Engadina terra fina, se non fosse la pruina.

Wie schnaubt der Ostwind rauh mich an,
Wie pfeift's in allen Schluchten,
Als ob mich sündenleichten Mann
Vieltausend Teufel suchten!
Oymê! an welch ein End' der Welt
Bin ich allhie geraten:
Auf Welschland ist mein Sinn gestellt
Und muß im Eise baden.

Am Lärchenwald erschimmert's weiß
Von Riffen, Zacken, Schrunden ...
Ein Wall von Schutt, ein Strom von Eis
Hat sich zu Tal gewunden,
In dämmernder Schneekönigspracht,
Auf finstrem Wolkensitze
Reckt Piz Bernina durch die Nacht
Die demantblanke Spitze.

5*

Sein Nebel deckt des Passes Höh!
Durchblasen und durchfroren
Schwank' ich umher am schwarzen See
Und hab' den Pfad verloren...
Wär' nicht ein Trost im Tal Valtlin,
Genannt der Valtelliner,
Ich fluchte auf das Engadin
Und auf die Engadiner.

Aus dem Weiteren.

Auf wilden Bergen.

Nach Prunk und Glanz und höfischem Behagen
In Steingeröll und Hochtaleinsamkeit...
Wohin, wohin hat mich der Sturm vertragen,
Seit daß ich sieglos sang im Sängerstreit!
Blauleuchtend starrt die Eiswand auf mich nieder,
Demanten blitzt im Sonnenstrahl ihr Firn,
Ein schneeblank Linnen hüllt die starken Glieder,
Durchsichtige Wölklein schleiern ihre Stirn.

Der Lärm erschweigt im Anhauch solcher Riesen,
Kein Vogel singt im braunen Arvenwald;
Das Mankei nur huscht linkisch durch die Wiesen
Und birgt sich pfeifend in dem Felsenspalt.
Doch rings ersprudeln Quellen frischen Lebens,
Im Urgestein gesäugt von Wolkentau,
Die Seele schöpft sich Schwungkraft neuen Strebens
Und schaut getröstet in des Himmels Blau.

Hier denk ich dein, du milder Fürst im Norden,
Und meine Grüße schweben in dein Land:
Ich weiß, du bist an mir nicht irr' geworden,
Ob alle mich vergessen und verkannt.

Und sähst du mich auf dieser Wildnis Klippen
Sinnierend ob des Firns erstarrter Flut,
Wie ehmals spräch das Lächeln deiner Lippen:
„Laßt ihn gewähren, denn sein Drang ist gut."

Wer sich auf Dichten peint, folgt dunklen Geistern
Und wird dem Weltlauf windsbrautgleich entführt.
Ihr Joch ist rauh, doch wen sie niemals meistern,
Der hat des Schöpfers Odem nie verspürt.
Sie leiten jeglichen nach seiner Weise,
Daß ihm der Schönheit Offenbarung kund:
...Mich zu den Gemsen, wo in ewigem Eise
Geheimnisvoll saphirhell gähnt der Schlund.

Im Gletscherabstrom stund mein Jagdwein kühle
Und füllt den Kürbisbecher kalt und klar:
Froh bring ich ihn, den Glimmerblock zum Pfühle,
Als Weihetrunk Frau Aventiuren dar.
Sie hat mir reichlich Weh und Leid gespendet,
Doch eine Stimme flüstert mir: Bezwing's!
...Der Lieder größtes steht noch unbeendet.
Ich geh' zugrunde — oder ich vollbring's!

Frau Aventiure

Unbekannter Verfasser.

Das Engadintal in der Schweiz.

Ich weiß ein Tal mit stolzen Bergeshöhen,
Wo fern die Welt mit ihrem Tun und Treiben,
Wo nah dem Himmel Himmelslüfte wehen
Und Wolken wunderbare Züge schreiben,
Wo du dich von dem Äther fühlst getragen,
Wo leichter, voller deine Pulse schlagen!

Ist hier vielleicht das Land, wo es getagt,
Wo man umsonst nicht nach der Freiheit fragt?

Ich weiß ein Tal, da wirst du gerne lauschen
Dem Ton, der dich mit eignem Schauer füllet.
Es ist des nahen Wasserfalles Rauschen,
Der von den dunkeln Fichten ist umhüllet,
Wenn auch kein Vogel singt in ihren Zweigen,
So herrscht in ihrem Schatten doch kein Schweigen,
Sie trinken hier des Wassers Schaum.
Wär immer grün, wie sie, der Freiheit Baum!

Ich weiß ein Tal, wo stille Seen liegen,
Die Gletscher schaun dich an aus ihrem Spiegel,
Du siehst kein Schiff auf ihrer Fläch' sich wiegen,
Sie sind ein groß geheimnisvolles Siegel,
Das Gott der Einsamkeit hat aufgedrücket
Und deren Blau dem Himmel näher rücket.
Wie lange noch, wie lang' bis sich erhellt
Der wahren Freiheit Himmel für die Welt?

Ich weiß ein Tal, wo rings die Bergeswiesen
Auf ihren Häuptern tragen Silberkronen,
Von wo unzähl'ge weiße Locken fließen,
Wo immer einsam nur die Adler wohnen!
Wie diese Riesen in den Himmel steigen,
Sind sie für dich ein stumm erhaben Zeichen!
So fest und stark wie sie von Ewigkeit,
So sei das Herz, das sich der Freiheit weiht!

Hier geht die Sonn' hinab, um mit dem Strahle
Dem letzten, schnee'ge Gipfel rot zu küssen,
Und steigt als Mond herauf zum zweiten Male,
Mit gold'nem Schimmer nachts sie zu begrüßen!

Und nun die Sterne, wie sie zittern, blinken
Und wie blitzend steigen bald und sinken!
Wie sie der Erde unerreichbar fern,
Sei nimmer ihr der wahren Freiheit Stern!

Aus dem Hamburger „Telegraph für Deutschland“ 1843.

Abraham Emanuel Fröhlich.

Sankt Moritz.

Heilig ist die Wunderquelle
Und dem Heiligen geweiht,
Welcher dem, der ihn erlöste,
Auch zu sterben war bereit,
Und sich fühlte hochbegnadet,
Daß im Märt'rer Blut gebadet
Er betrat des Siegers Bahn,
Seiner Legion voran.

Ein Bethesda ist die Quelle,
Gottes Engel fährt herbei,
Läutert und erregt die Welle
Und sie wird zur Arzenei;
Und sein geistig Wesen merket
Sich im Wasser, wie es stärket —
Wie es perlet, darin auch
Merket sich des Engels Hauch.

Her zu dem Bethesda kommen,
Kranke, Matte ohne Zahl,
Und sie trinken von dem Sprudel,
Hoffend, glaubend allzumal.

Glauben muß entgegenkommen,
Soll die Gottesgabe frommen,
Wer da hat, der wird empfahn,
Neu mit Glauben angetan.

Wie Bethesdas Sprudel rauschte
In der heil'gen Gottesstadt,
Also dieser Quell im Tale,
Das so hoch erhoben hat
Gott zu seinem Himmelsthrone;
Und noch schöner denn die Krone
Aller Tempel, dort geglänzt,
Strahlt der Firn, der uns umkränzt.

Also naht die fromme Mutter,
Trinkt und schauet himmelwärts:
Sei's gesegnet meinen Kindern,
Wie nur ihnen schlägt mein Herz!
Und es naht der fromme Vater,
Und wer Stütze und Berater,
Trinkt und flehet: „Meinem Haus,
Rüste neu mit Kraft mich aus!"

Und der zarte Jüngling nahet,
Dessen Wange kalt und bleich,
Und die Braut mit leiser Bitte,
Daß des Teur'sten Kummer weich'.
Und die niederseh'n, die steigen,
Die sich immer jäher neigen:
Alle wünschen, hoffen, fleh'n,
Heimwärts neu gestärkt zu geh'n.

Er, der dorten sprach zum Kranken,
„Wandle wie gesund erwacht",

Gleich dem Vater wirkt, und jeden,
Den er will, lebendig macht:
Heißt er dich auch wieder stehen,
Eile, eil' ihm nachzugehen
Und wie er dich macht gesund,
Mach' ihm kund dein froher Mund.

Aus Flugi's „Einst und Jetzt".

Placid Plattner

Die wackern Lugnezerinnen.

Ich will euch sagen viel seltene Mär,
Wie Weiber waren des Landes Wehr.
Rudolf von Montfort hatte Streit
Mit Walter von Belmont seit langer Zeit,
Wollt' schlichten mit dem Schwert den Span,
Fiel ins Lugnez ein mit tausend Mann,
Wollt' züchtigen mit Mord und Brand,
Mit Raub und Todschlag Herrn Walters Land.

Und über die Alpen naht ein Hauf,
Ein andrer rückt durchs Tal herauf.
Die Hirten eilten auf den Mundaun
Und wollten dem Feind ins Antlitz schaun.
Hei wie die Hirten schlugen drein!
Wie mancher verlor da Arm und Bein!

Wohl wurde gedämpft der Herren Spott,
Doch rückt ins Tal eine zweite Rott;
Schon stehn sie vor Porklas in dem Tann,

Jetzt ist's ums Lugnezertal getan;
Denn alle Mannschaft kämpft auf Mundaun,
Unten im Tal sind nur Kinder und Frau'n.

Doch nein! wer euch, rätische Weiber, kennt,
Weiß, daß ihr im Notfall euch schlagen könnt.
Durchs ganze Tal scholl Sturmgeheul,
Die Frauen sammelten sich in Eil.
Es retten Weiber das Lugnez,
Sie legen den Feinden ein arges Netz.

Zum Engpaß Porklas hat sich gewandt
Die kühne Schar mit bewehrter Hand,
Das Weib wohl Steine schleudern kunnt,
Es schlug manch Ritterlein in den Grund:
Sucht mancher sein Bett im roten Gras,
Kommt keiner hinein durch den Felsenpaß.

Dank, Frauen alter rätischer Art,
Ihr habt gekämmt des Grafen Bart,
Den spätesten Enkeln sei's genannt,
Wie ihr gerettet das Vaterland.
Wir räumen von nun an die rechte Seit'
Euch in der Kirch' ein für alle Zeit[1]),
Im Haus aber schaut, daß das Regiment
Der Männer ihr jederzeit anerkennt.

Dichtungen aus den rätischen Alpen.

---

[1]) Dieses Vorrecht besteht heute noch. Das von den Frauen damals siegreich verteidigte Tor steht noch und heißt das „Frauentor von Porclas".

Conrad Ferdinand Meyer.

Die Bank des Alten.

Ich bin einmal in einem Tal gegangen,
Das fern der Welt, dem Himmel nahe war,
Durch das Gelände seiner Wiesen klangen
Die Sensen rings der zweiten Mahd im Jahr.

Ich schritt durch eines Dörfchens stille Gassen.
Kein Laut. Vor einer Hütte saß allein
Ein alter Mann, von seiner Kraft verlassen,
Und schaute feiernd auf den Firneschein.

Zuweilen, in die Hand gelegt die Stirne,
Seh' ich den Himmel jenes Tales blaun,
Den Müden seh' ich wieder auf die Firne,
Die nahen, selig klaren Firne schaun.

'S ist nur ein Traum. Wohl ist der Greis geschieden
Aus dieser Sonne Licht, von Jahren schwer;
Er schlummert wohl in seines Grabes Frieden,
Und seine Bank steht vor der Hütte leer.

Noch pulst mein Leben feurig. Wie den andern
Kommt mir ein Tag, da mich die Kraft verrät;
Dann will ich langsam in die Berge wandern
Und suchen, wo die Bank des Alten steht.

C. F. Meyers Brief von Silvaplana vom 27. Juli 1866 an Friedrich von Wyß.

Einmal die Feder in der Hand, laß mich Dir sagen, wie sehr ich glücklich bin, in dieser schönen Abgeschiedenheit, nachdem ich zwei Jahre keine Alpenluft mehr gekostet, Kör=

per und Geist zu stärken und aufzuhellen. Weniger der erstere, als der letztere hatte eine Kur notwendig. Die neusten Ereignisse mit ihren Problemen und Widersprüchen, das rasch wechselnde Gesicht der Dinge, die Fatalität, die gewiß auf jedem lastete, mit keinem der Streitenden ganz sympathisiren zu können, überall seine Reserven machen zu müssen, und der unselige Zwiespalt zwischen Verstand und Gewissen, der uns mitten in dem Beifall für das glückliche Spiel des Siegers mit Ekel gegen die angewendeten Mittel und mit Menschenverachtung erfüllt, alles das war zum Teufelholen.

Hier ist es so schön und still und so kühl, daß man die Räthsel des Daseins vergißt und sich an die klare Offenbarung der Schönheit hält. Wenn ich die schöne Zeichnung der Berge mit dem Auge verfolge oder die Farben der Seen oder der Luft bewundere, ja, nicht selten, vor Bildern stehe, an denen kein Claude Lorrain etwas ändern dürfte, herrlichen Compositionen, wo Wege tief in den Mittelgrund hinaufführen und die eine blaue Ferne sanft abschließt, Bilder, die eigentliche Typen des landschaftlich Schönen sind, so sage ich mir, daß derselbe Meister, der dies geordnet hat, auf dem ganz anderen Gebiete der Geschichte gewiß auch seine, wenn auch für mich verborgenen Linien gezogen hat, die das Ganze leiten und zusammenhalten. Doch ich habe dies oder Ähnliches Dir gewiß schon zur Genüge gesagt, das Dich, bei Deiner vorwiegend ethischen Auffassung, wenig befriedigen, ja vielleicht lächeln machen wird. Es sucht sich aber jeder mit dem Organe zu helfen, das ihm beschieden ist. —

Als wir hier ankamen, stund das Gras noch so hoch und wehte und wallte unter den breiten Wolkenschatten, voll Sommerlärm und Millionen Tierchen, daß man an

ein Kornfeld erinnert wurde. Seit ungefähr fünf Tagen wird gemäht, in dem breiten Talgrund bewegen sich hundert Gruppen, das Heu wird in Bündel und Tücher gesammelt und jeder Wagen, alle einspännig, mit etwa 6 Bündeln beladen.

Auch die Gletscher haben wir wenigstens begrüßt (in Pontresina) und hoffen noch etwas in die Höhe zu gehen. Auf unserer gestrigen Excursion, auf die Surleialp, mußten wir uns durch ganze Hänge von Alpenrosen wörtlich durcharbeiten.

Firnelicht.

Wie pocht' das Herz mir in der Brust
Trotz meiner jungen Wanderlust,
Wann, heimgewendet, ich erschaut'
Die Schneegebirge, süß umblaut,
  Das große stille Leuchten!

Ich atmet' eilig, wie auf Raub,
Der Märkte Dunst, der Städte Staub.
Ich sah den Kampf. Was sagest du,
Mein reines Firnelicht, dazu,
  Du großes stilles Leuchten?

Nie prahlt' ich mit der Heimat noch,
Und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
  Das große stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?

Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten!

Der Hengert.

Vater Lukas sprach beim Frühstück:
„Heute, Herr, ist hier ein Hengert."
Und ich fragte: „Was ist Hengert?"
Mich belehrte Vater Lukas:
„Hengert, Herr, bedeutet Reigen,
Ball und Sprung und Fußgezappel
In der Sprache der Grisonen,
Und Ihr möchtet böse schlummern,
Sucht Ihr heut nicht still're Ruhstatt!"

„Vater Lukas, keine Sorge!
Hab' ich erst mich müd' gewandert,
Schlief' ich auch in einem Meersturm!"

Freudig nahm ich meinen Bergstock,
Stieg hinan die saft'gen Weiden,
Wo sich tummeln braune Fohlen,
Durch bewegliches Gerölle
Klomm ich auf zum sel'gen Gipfel,
Den mit leichtem Kuß berühren
Heimatlose Wanderwolken.

Müde kehrt' ich heim ins Berghaus
Um die Zeit der ersten Lichter.
Vor der Pforte stand ein Häuflein,
In der Mitte Musikanten,

Rechts die Bursche, links die Mädchen,
Doch kein Scherzwort flog herüber,
Und hinüber flog kein Trutzwort.
Lässig mit gekreuzten Armen
Standen sie geschieden, feindlich
Sich mit dunklen Blicken messend.

Und ich stieg in meine Kammer,
Legte mich getrost zur Ruhe.
Bald erklang Musik piano,
Allgemach begann der Hengert,
Sachte schritt er, schläfrig schleift' er,
Wie Geschlurfe von Pantoffeln.
Heimlich spottet' ich der trägen
Füße, der bequemen Herzen
Im Gebirge der Grisonen
Und versank in süßen Schlummer . . .

Horch! ein Ton, ein feurig greller,
Schlägt empor wie eine Flamme!
Jach erhitzen sich die Bleche,
Und die Geige streicht ein Dämon!
Mir zur Rechten, mir zur Linken,
Mir zu Häupten, mir zu Füßen,
Ungezügelt, ungebändigt,
Erderschütternd stampft der Reigen,
Immer lauter, wilder, toller
Tost und rast und dröhnt und tritt er,
Daß erbeben alle Balken.
Tosend sausten durch die Lüfte
Berghaus, Hengert, Folterkammer,
Wie voreinst die hochgelobte

Casa santa durch die Lüfte
Fuhr von Istrien nach Loretto,
Doch von Engeln sie getragen,
Ich von höllischen Gewalten
An den Sabbat auf dem Blocksberg ...

Also ging es bis zum Morgen,
Da die heil'ge Frühe löschte
Stern an Stern am ew'gen Leuchter
Über schwarzen Tannenbergen.
Lechzend öffnet' ich das Fenster,
Einzuschlürfen Morgenlüfte,
Abzukühlen die zertanzte
Fieberschwüle Stirn im Winde.
Wagen rollten in die Ferne,
Trugen fort die letzten Gäste.
Unterm Vordach ein Geflüster —
Ein aus tiefster Brust geseufztes,
Ein aus tiefster Brust erwidert,
Leidenschaftliches Addio ...

Die Veltlinertraube.

Brütend liegt ein heißes Schweigen
Über Tal und Bergesjoch,
Evoe und Winzerreigen
Schlummern in der Traube noch.

Purpurne Veltlinertraube,
Kochend in der Sonne Schein,
Heute möcht' ich unterm Laube
Deine vollste Beere sein!

Mein unbändiges Geblüte,
Strotzend von der Scholle Kraft,
Trunken von des Himmels Güte,
Sprengte schier der Hülse Haft!

Aus der Laube niederhangend,
Glutdurchwogt und üppig rund,
Schwebt' ich dunkelpurpurprangend
Über einem roten Mund!

Bacchus in Bünden.

Wo stürzend aus rätischen Klüften der Rhein
Um silberne Hüften sich gürtet den Wein,
Ziehn paukende Masken mit Zimbelgeläut:
„Du Traube von Trimmis, dich wimmeln wir heut!"

Sie treten den Reigen, sie stampfen den Chor,
Da dunkelt's und lodern die Fackeln empor:
Ein Kranz in den Lüften! Ein wirbelndes Paar!
Ein brennender Nacken! Ein purpurnes Haar!

Die Fackeln verlöschen. Es hebt sich der Glanz
Des schimmernden Monds und vergeistert den Tanz —
Ein adliger Jüngling von fremder Gestalt
Bemeistert den Reigen mit Herrschergewalt.

Er schwebt in der Mitte, bekränzt und allein,
Mit leuchtenden Füßen in himmlischem Schein,
Die Schulter umflattert getigertes Fell,
Er trägt einen Zepter, der kühne Gesell.

Er neigt ihn vor Irma, der träumenden Maid:
„In nachtdunkle Haare taugt blitzend Geschmeid!“
Er greift in den Himmel mit mächtiger Hand,
Er raubt aus den Sternen ein flimmerndes Band:

Schön Irma schwebt hin mit dem Krönlein von Licht,
Als fesselte fürder die Erde sie nicht,
Er schwingt ihr zu Häupten den Thyrsus, umrankt
Mit üppigem Laube, von Trauben umschwankt...

Zwölf Schläge verkünden die Mitte der Nacht.
Der Reigen ermüdet. Das Fest ist vollbracht!
„Herunter die Masken! So ist es der Brauch!
Du Führer des Reigens, entlarve dich auch!

Wir sind unser zwanzig, und voll ist die Zahl!
Wer bist du, der frech in die Gilde sich stahl?
Ein Gaukler? Ein Zaubrer? Sprich, wie du dich nennst!
Sonst fürcht' unsre Messer, bist du kein Gespenst!“

Ein Mönchlein, ein zechend entschlafnes, wird reg':
„Wer bist du? Der Satan? Dir weis' ich den Weg!“
Er zeichnet ein Kreuz. „Nun entmumme dich nur!
Ich bin der gelehrte Pankrazi von Chur!“

Der Jüngling entlarvt ein von Eppich umlaubt,
Ein hohes, ein mildes, ein gnädiges Haupt:
„Zu Füßen dem Herrscher, vermessen Gesind!
Ich bin Dionysos, des Donnerers Kind!“

Er lächelt dem Mönch in das feiste Gesicht:
„Silenos, Silenos, verleugne mich nicht!
Mich hat seine Gnaden, der Bischof, gebannt
Und ist doch mein treuster Bekenner im Land.

Weinfröhliche Räter, ertrurisch Geschlecht,
Ihr habt schon am Reno[1]) gehörig gezecht,
Doch hüben am Rhein, in germanischer Mark
Bezecht ihr euch doppelt und dreimal so stark!"

Gottfried Keller.

Am Vorderrhein.

Wie ahnungsvoll er ausgezogen,
Der junge Held, aus Kluft und Stein!
Wie hat er durstig eingesogen
Die Milch des Berges, frisch und rein!
Nun wallt der Hirtensohn hernieder,
Hin in mein zweites Heimatland:
O grüß' mir all die deutschen Brüder,
Die herrlichen, längs deinem Strand!

So grüß' auch all die deutschen Frauen
Und lerne ritterlichen Brauch,
Und wenn du wirst die Dome schauen,
Die krausen Käuze, grüß' sie auch!
Sonst wüßt' ich niemand just zu grüßen,
Vielleicht die schlimme Lorelei
Und deiner Reben freudig Sprießen —
Den Vierzigen geh still vorbei!

Es taucht ein Aar ins Wolkenlose
Hoch über mir im Sonnenschein,
Ich werfe eine Alpenrose
Tief unten in den wilden Rhein:

---

[1]) Ein italienischer Fluß.

6*

Führ' nieder sie, führ' sie zu Tale,
Und eh' du trittst zum Meerestor,
Den Vettern halt', im Eichensaale,
Den harrenden, dies Zeichen vor!

Viamala!

Wie einst die Tochter Pharaos
Im grünen Schilf des Niles ging,
Des Auge hell, verwunderungsgroß
An ihren dunkeln Augen hing,
Wie sie ihr Haupt, das goldumreifte,
Sehnsüchtig leicht flutüber bog,
Um ihren Fuß das Wasser schweifte
Und silberne Ringe zog:

So seh ich dich, du träum'risch Kind,
Am abendlichen Rheine stehn,
Wo seine schönsten Borde sind
Und seine grünsten Wellen gehn.
Schwarz sind dein Aug' und deine Haare
Und deine Magd, die Sonne, flicht
Darüber eine wunderbare
Krone von Abendlicht.

Ich aber wandle im Gestein
Und wolkenhoch auf schmalem Steg,
Im Abgrund schäumt der weiße Rhein
Und Viamala heißt mein Weg!
Dir gilt das Tosen in den Klüften.
Nach dir schreit dieses Tannenwehn,
Bis hoch aus kalten Eiseslüften
Die Wasser jenseits niedergehn!

Ferdinand Freiligrath.

In Graubünden.

Ich sitz' im rasselnden Zuge:
Vorbei! Die Funken sprühn!
Seid mir gegrüßt im Fluge,
Ihr Weiler still und grün!

Mit Schlössern und mit Hütten,
Mit Busch und Baum und Bronn,
Wie liegt ihr traut inmitten
Der Flur am Rätikon!

Schneehäupter leuchten und brennen
Hoch über euch landein;
An euch vorüber rennen
Seht ihr den jungen Rhein.

Das Leben seht ihr schäumen
Den Strom hinauf, hinab,
Seht unter Blumen und Bäumen
Am Strom auch manches Grab.

„Das Grab ist tief und stille", —
Hier auf der sonnigen Flur,
In des Lebens Drang und Fülle,
Wie kommt das Lied mir nur?

Ich hör' es in den Gründen, —
Ich hör' es in der Luft;
Ein Sänger sang es aus Bünden, —
Und dort ist seine Gruft!

Dort unter „des Kirchhofs Flieder"
Legt' er sich hin zu ruhn;
Weich waren seine Lieder,
Doch tapfer war sein Tun.

Station Malans! Kein Halten!
Vorbei! ich hebe den Hut;
Ich neige mein Haupt dem Alten,
Dem Sänger lieb und gut.

Julius Sturm.

Erinnerung an Sils-Maria in Graubünden.

Wo weiß im Sonnenstrahle
Vom Berge blitzt der Schnee,
Ruht schilfumkränzt im Tale
Ein stiller, klarer See.

Dort weiß ich eine Stelle
Voll wunderbarer Ruh,
Kein Hirt, kein Weidgeselle
Ruft seinen Gruß mir zu.

Kein Vogel läßt sich hören
Und keine Biene summt,
Der Wind schläft in den Föhren
Und alles ist verstummt.

Doch webt ein reges Leben
In dieser Einsamkeit
Und läßt mein Herz erheben
Und macht die Brust mir weit.

Es jagt kein wirres Treiben
Mich rastlos hin und her.
Mein eigen darf ich bleiben,
Und was bedarf ich mehr?

Frei tragen die Gedanken
Den Geist ans höchste Ziel,
Und Liebe preist mit Danken
Ihr friedliches Asyl.

Mein bleibt, was ich besessen,
Und tritt verklärt mir nah,
Und alles ist vergessen,
Wodurch mir Leid geschah.

Alpenpost 1874.

Rudolf Baumbach.

Bernina.

Einst haben der Urzeit Riesen
Des Himmels Burg gestürmt
Und auf die Alpenwiesen
Unendliches Eis getürmt.
Die Sonne schickt vergebens
Die glühenden Pfeile zu Tal;
Es ist am Grab des Lebens
Verschwendet ihr warmer Strahl.

Doch Greise künden den Knaben
Mit gläubigem Gemüt,
Daß unter dem Eis vergraben
Ein Rosengarten blüht.

Der Zauber ist zu brechen,
In Grün zu wandeln das Eis.
Ein Wort nur ist zu sprechen,
Ein Wort, das niemand weiß.

In mir auch blüht ein Garten
Voll Rosen, Veiel und Klee
Tief unter dem erstarrten
Geländ' von Eis und Schnee.
Der Zauber ist zu heben,
Ein einzig Wort ihn bannt,
Und dir, mein Licht und Leben,
Ist dieses Wort bekannt.

Und wolltest du es sprechen
Zu guter Stunde leis,
Es flösse hin in Bächen
Das aufgetürmte Eis,
Es dufteten Rosen und Flieder,
Es rauschten Bäume belaubt,
Und Blüten sänken nieder
Auf dein geliebtes Haupt.

Emil Hügli.

Am jungen Rhein.

Und wiederum steh' ich am rauschenden Rhein,
Den ragenden Felsen zu Füßen;
Die Wellen zerschellen am starren Gestein
Und springen und jauchzen und grüßen.

Graugrünlich gischt die Gletschermilch,
Getrübt noch von tosenden Wettern,
Einen Hirtenbuben in grobem Zwilch
Sehe hoch in den Flühen ich klettern.

Einen Steinblock löst er; mit knallendem Schuß
In die Fluten kommt es geflogen;
Der Hirtenknabe hoch über dem Fluß
Stimmt ein in das Brausen der Wogen.

Du jauchzender Knabe, du jauchzender Rhein,
Wie ein Brüderpaar paßt ihr zusammen;
Euer Jubel ruft: Schön ist's, ein Schweizer zu sein
Und dem freien Gebirg zu entstammen.

„Lebenslust", Neue Gedichte.

M. Bühler und G. Luck.

Vaterlandshymne.

Heil dir, mein Schweizerland!
Heil dir, frei Alpenland,
Im Völkersturm!
Weit in der Länder Kreis
Leuchtet aus Nacht und Eis
Dein Banner rot und weiß
Vom Felsenturm.

Hört ihr das Heldenlied?
Tell heißt's und Winkelried,
Fontanas Tod:
Frisch auf zu Trutz und Wehr,
Heut oder nimmermehr
Rettet ihr Eid und Ehr'
Aus Kampfesnot!

Hoch strahlt vom Firnenschild,
Freiheit, dein hehres Bild,
Den Sternen nah!
Frei wie dein Grund und Grat,
Kühn wie der Väter Tat,
Sei unser Schwur und Rat:
Helvetia.

Aus dem Calvenfestspiel, aufgeführt in Chur 1899.

Das Lied von der rätischen Traube.

Auf der sonnigen Halde am Mittenberg,
Da blühen die Klosterreben,
Da hört man uns täglich beim Winzerwerk
Ein fröhliches Singen erheben.

So geht's im Frühling, zur Sommerszeit,
Im goldnen Herbst nicht minder,
Und täglich der Chorherr uns benedeit,
Des Bistums gehorsame Kinder.

Er segnet den Weinberg, er segnet das Land
Mit huldreich erhobenen Händen
Vom Hügel, wo einst Sankt Luzi stand
Auf trotzigen Mauerwänden.

Er weiß, ein heidnischer Zauber ruht
Im feurigen Klosterweine,
Der Weinberg, der ist ein heidnisches Gut,
Ihn pflanzte der Römer am Raine.

Und trotz seinem stärksten Beschwörungswort,
Da ist es nicht ganz geheuer,

Wenn die Lese beginnt, wenn da und dort
Erglühen die nächtlichen Feuer.

Dann regt sich's und raschelt im dürren Laub,
Dann jauchzt es hell durch die Lüfte,
Und wirbelnd entsteigt es dem müden Staub,
Als wollten sich öffnen die Grüfte.

Wildfröhliche Geister mit Weinlaub im Haar
Umschwärmen die alten Ruinen;
Ein Taumel ergreift die Winzerschar:
Wir jauchzen und tanzen mit ihnen!

Aus dem Calvenfestspiel, aufgeführt in Chur 1899.

Georg Luck.

An Graubünden.

Mein Rätien du, wer gleicht an Schönheit dir,
Du Land der Berge und der Silberfirnen,
Der grünen Täler und der weißen Bäche,
Der wilden Weiden und der Wettertannen,
Der blauen Seen zwischen Arvenbäumen,
Du Land der Schluchten und der Felsenriffe,
Du Land der Burgen und der Bauernhütten,
Du Heimat hohen Sinnes, schlichter Treue,
Und freier Männer starke Zuflucht du!
Du Heimstatt edler, hochgesinnter Frauen,
Du Land der Bünde und der Volksgerichte,
Du Hort der Freiheit und der eignen Wehr,
Wo deutsch' und welsche Laute sich vereinen
In einem Lied, in einem Schwur der Treue,
Du Märchenborn, du Sagenhort der Alpen,

Du Land der Rätsel und der Zaubersprüche;
Der Vorzeit Stammbuch ist hier aufgeschlagen,
Du Wundersaal im Riesenbau der Berge,
Du Land des Heimwehs und der Heimatliebe,
Du stolze Rätia, trauteste der Frauen,
Du lässest keines deiner Kinder ziehen,
Daß nicht sein Herz bei dir zurückgeblieben,
Im Vaterhaus, im Vaterland Graubünden.

Gaudenz von Planta.

Bauer und Adel.

Ich bin aus altem Adel.
Doch macht ihr draus 'nen Tadel
Und ruft: „Halt, mit dem Adel ist's vorbei!"
Nun gut, mir ist es einerlei;
Denn ich bin auch vom Bauernstand,
Der ist als älter noch bekannt.

Der erste Flug, Gedichte 1909.

Friedrich Nietzsche.

Sils-Maria.

Hier saß ich, wartend, wartend, — doch auf nichts,
Jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts
Genießend, bald des Schattens, ganz nur Spiel,
Ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel.

Da, plötzlich, Freundin! wurde Eins zu Zwei —
— Und Zarathustra ging an mir vorbei...

„Die fröhliche Wissenschaft". („Lieder des Prinzen Vogelfrei")

Engadinersee.

Et in Arcadia ego: Ich sah hinunter über Hügelwellen, gegen einen milchgrünen See hin durch Tannen und alterernste Fichten hindurch; Felsbrocken aller Art um mich, der Boden bunt von Blumen und Gräsern. Eine Herde bewegte, streckte und dehnte sich vor mir. — Zwei dunkelbraune Geschöpfe, Bergamasker Herkunft, waren die Hirten. — Links Felsenhänge und Schneefelder über breiten Waldgürteln, rechts zwei ungeheure beeiste Zacken, hoch über mir, im Schleier des Sonnenduftes schwimmend. Alles groß, still und hell. Die gesamte Schönheit wirkte zum Schaudern und zur stummen Anbetung des Augenblickes ihrer Offenbarung; unwillkürlich, wie als ob es nichts Natürlicheres gebe, stellte man sich in diese reine scharfe Lichtwelt (die gar nichts Sehnendes, Erwartendes, Vor- und Zurückblickendes hatte) griechische Heroen hinein; man mußte wie Poussin und seine Schüler empfinden: heroisch zugleich und idyllisch.

„Menschliches, Allzumenschliches".

Nina Camenisch.

Der Heinzenberg.

Du Schweizersohn mit freier, heit'rer Miene,
Nicht silberlockig, wie die Brüder, schmückt
Dein Haupt ein Kranz von dunklem frischem Grüne,
Aus dem manch' glühend Alpenröslein nickt.

Es lächeln deine sonnenhellen Weiden;
Der Quellen klares Auge winkt so hold;
In Waldesgrün sich Bergbachs Schluchten kleiden
Und nah an ihnen rauscht der Äcker Gold.

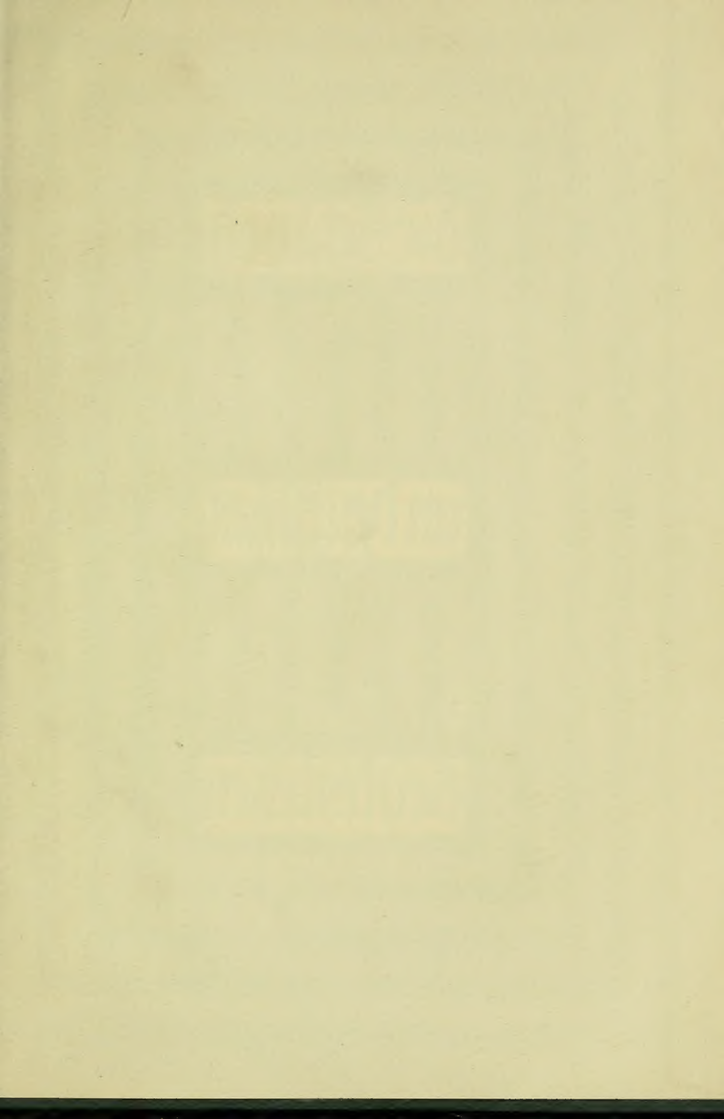
Sanft hin dich lehnend, freundlich, doch erhaben,
Scheint deine einfach sinnige Natur
Am schönen Gegenüber sich zu laben,
An jener burgbesäten, reichen Flur.

An jener Gipfel goldener Verklärung.
Wenn Morgensonne dort den Schleier hebt,
Dann wirst du freudenhell, als wär's Gewährung
Des liebsten Wunsches, dem du still gelebt.

Das Silberband an deines Kleides Saume,
Der junge Rhein, steht dir als Schmuck so gut;
Du nickst ihm zu, er murmelt wie im Traume
Und trüge gern dein Bild in seiner Flut.

Inhalt

Seite




Die Schweiz
im deutschen
Geistesleben

